

Hermann Kinder/Heinz-Dieter Weber

Handlungsorientierte Rezeptionsforschung in der Literaturwissenschaft

„Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden“. *Goethe*
„...und so wird alles Beste fortwährend durch die Pietät verdunkelt“. *Nietzsche*

I. Rezeptionsforschung als wissenschaftliche Innovation. Ein Beispiel zur Einführung

Neue Wissenschaften verdienen neue Namen. Die Namen „Wirkungsgeschichte“, „Rezeptionsgeschichte“, „Rezeptionsforschung“, „Wirkungsästhetik“ und „Rezeptionsästhetik“, die zur Bezeichnung einer seit fast einem Jahrzehnt und noch immer sich verbreitenden Forschungsrichtung innerhalb der Literaturwissenschaft dienen, zeigen einen solchen Wandel der wissenschaftlichen Praxis an. Unklar ist indessen, ob es sich dabei um eine neue *Methode* innerhalb des institutionellen Gehäuses traditioneller Wissenschaften, um eine neue *Theorie* über einen bekannten Gegenstand, um eine neue *Disziplin*, welche diesen Wissenschaften einen neuen Objektbereich zufügt, oder gar um einen „Paradigmenwechsel“ im Sinne einer *wissenschaftlichen Revolution* handelt, welche eine völlige „Neubestimmung des Objektbereichs“¹ herbeiführt.

Da Wissenschaftler u. a. Schriftsteller sind, die für ihre Produkte und sich selbst einen Markt suchen, ist es wohl richtig, allzu große Wörter auf dem Konto einer inflationären Wissenschaftsrhetorik zu veranschlagen, wenigstens auf Verdacht und solange, wie die programmatische Rede über ganze Wissenschaften und ihre Ziele und Methoden von Beispielen gelungener Praxis nicht begleitet ist.

Es empfiehlt sich deswegen auch, von der nüchternen Feststellung auszugehen, daß Rezeption als dasjenige, was „sachagemessen“ auf das Herstellen von Werken der Kunst (oder noch allgemeiner: von Zeichengestalten eines Kommunikats) zu erfolgen hat und das eigentliche Worumwillen der Produktion ausmacht, selbstverständlich als solche keine wissenschaftliche Neuentdeckung ist. Rhetorik und Ästhetik betrieben ja seit der Antike nichts anderes, als Regeln darüber aufzustellen, wie ein Werk menschlicher Rede beschaffen sein muß, damit es diese oder jene Wirkung erreiche. In den Zeiten der Genie-Ästhetik, welche sich vermeintlich nur am ästhetischen Produzieren interessiert zeigte, beschrieb Kant die „Ver-

mögen des Gemüts, welche das Genie ausmachen“, als die Fähigkeit, durch welche die Gemütskräfte des Rezipienten „zweckmäßig in Schwung versetzt“ und „die Seele belebt“ und „viel zu denken veranlaßt“² werde. Die Darstellungsethik, vermeintlich nur am isolierten Kunstwerk und seiner Beschaffenheit interessiert, wußte mit Hegel selbstverständlich, daß „jedes Kunstwerk ein Zwiegespräch mit jedem, welcher davorsteht“³, sei und es „ewig der Fall“ bliebe, „daß jeder Mensch Kunstwerke oder Charaktere, Handlungen und Begebenheiten nach dem Maße seiner Einsichten und seines Gemüts auffaßt“⁴. Und noch die immanenteste Interpretierpraxis der westdeutschen Nachkriegsgermanistik verlor nie ganz das Bewußtsein, daß es eine sehr spezifische Art des „Ergriffenseins“ war, die da ständig „begriffen“ werden sollte. Auch was sich als „sachgemäßes Erfassen“ des Kunstwerks ausgab, wollte zugleich eine Anweisung sein, Werke „richtig zu lesen“, um sie für andere „zum richtigen Sprechen“⁵ zu bringen, also Rezeption zu normieren.

Nicht nur, daß Rezeption und Wirkung der Kunst in einer keineswegs beiläufigen Weise in den einschlägigen Ästhetiken oder sonstigen „Grundlagentheorien“ stets bedacht worden sind – es hat auch nie gänzlich an Arbeiten gefehlt, die einzelne Aspekte der Wirkung und Rezeption der Kunst zum Gegenstand der Forschung gemacht haben. Da gab und gibt es (um nur Zufälliges und Heterogenes zu nennen) die mit dem Namen E. Köhler verbundenen Forschungen zur Trägerschicht der Literatur der mitteldeutschen Blütezeit und die mit dem Namen E. Auerbach verbundenen zum Publikum der französischen Klassik. Da gibt es H. Houbens Forschungen zur Zensur und F. Mehrings berühmte „Lesing-Legende“; Levin Schücking's Untersuchungen zur Geschichte der Geschmacksträgertypen sind ebenso zu nennen wie die Forschungen von L. Goldmann und R. Escarpit⁶. Dazu kommen die vielen Arbeiten anderer Wissenschaften, von denen hier nur auf die empirische Kommunikationsforschung und die Buchmarktforschung verwiesen sei⁷.

Alle diese Fragerichtungen waren geeignet, dem Selbstbewußtsein der Literaturwissenschaft zur Provokation zu reichen. Doch bis gegen Ende der 60er-Jahre war es vorherrschende Meinung unter den Literaturwissenschaftlern, daß allen derartigen Forschungen, die nicht auf das „Werk selbst“ als den „eigentlichen“ Gegenstand der Literaturwissenschaft ausgerichtet waren, lediglich ein hilfswissenschaftlicher Wert zukomme. Die Gründe, die in der westdeutschen Nachkriegs-Literaturwissenschaft zunächst zur Abweisung derartiger Provokationen, seit dem Ende der Ära Adenauer aber langsam zur Aufgabe dieser Haltung führten, sind heute bereits ein Stück Wissenschaftsgeschichte. Es wäre der Mühe wert, eine Untersuchung darüber anzustellen, aufgrund welcher Erfahrungen die Notwendigkeit zur Untersuchung des tatsächlichen Rezeptionsverhal-

tens der Leser auch in den führenden Kreisen der Literaturwissenschaft Anerkennung fand. Man geht wohl nicht fehl, wenn man unterstellt, daß es in erster Linie der Widerspruch zwischen den Rezeptionserwartungen, die der werkimmanenten Interpretationskunst zugrundelagen, einerseits und dem tatsächlichen Rezeptionsverhalten der relevanten gesellschaftlichen Gruppen andererseits war, welche sich im Verwertungsbereich der Literaturwissenschaft geltend machte⁸. Hier wurde eine gesellschaftliche Funktionslosigkeit der Literaturwissenschaft sichtbar, welche – im Kontext gewandelter gesellschaftlicher Gegebenheiten – als bedrohlich erschien und Abhilfe erforderte.

Es ist nicht möglich, diese wissenschaftsgeschichtlichen Wandlungen hier – en passant – zu erörtern. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß seit Beginn der 60er-Jahre eine Disposition für Probleme der Rezeption betreffende Fragestellungen in der Literaturwissenschaft entstand. Es ist allerdings auffällig und erläuterungsbedürftig, daß diese Fragerichtungen die Praxis literaturwissenschaftlicher Forschung und Lehre erst umzuwandeln begannen, als sie im Rahmen einer Theorie und Methodik der *Literaturgeschichtsschreibung* aufgenommen und zusammenhängend formuliert wurden. Es ist dies die Leistung der inzwischen berühmten Publikation von Hans Robert Jaß über „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“.

Die mit dieser Arbeit einsetzende Rezeption der Rezeptionsgeschichte und Rezeptionsästhetik in der Literaturwissenschaft war – wie es scheint – durch folgende Erwartungen bestimmt:

1. Sie versprach, die „Kluft zwischen der historischen und der ästhetischen Betrachtung“⁹ zu schließen, formalistische und historisch-soziologische Betrachtungsweisen in ihrer Einseitigkeit zu überwinden und zu versöhnen und beiläufig die marxistische Literaturwissenschaft in die Wissenschaftspraxis zu integrieren.

2. Sie versprach, die Legitimationsfrage der Literaturwissenschaft zu lösen, indem die rezeptionsästhetische Methode die Literaturwissenschaftler in die Lage versetzen sollte, an der „Totalisierung des Vergangenen“¹⁰, will sagen an der Wiederaneignung von Werken der Vergangenheit und der Vermittlung vergangener Kunst und gegenwärtiger Kunsterfahrung teilzunehmen. Sie beanspruchte, für eine bewußt angestrebte neue Kanonbildung Kriterien bereitzustellen und damit die hoffnungslosen Aporien zu heilen, in welche der Historismus alle normativen Anstrengungen der Literaturwissenschaft gebracht hatte.

3. Sie stellte die Möglichkeit in Aussicht, die Wissenschaftsgeschichte insbesondere der Germanistik ohne allzu heftige Erschütterung zu beschreiben, indem sie erlaubte, in den literaturwissenschaftlichen Hervorbringungen der Vergangenheit ebenfalls die „sukzessive Entfaltung eines

im Werk angelegten, in seinen historischen Rezeptionsstufen aktualisierten Sinnpotentials“¹¹ zu sehen, ohne deswegen in den Verdacht zu kommen, einem Einrücken in diese Tradition oder einem Verzicht auf Kritik das Wort zu reden.

4. Schließlich erlaubten die vorgetragenen methodischen und theoretischen Vorschläge durchaus unterschiedliche Folgerungen, vor allem aber eine Fülle von praktikablen neuen Projekten und Themenstellungen bei prinzipiell gleichbleibender Struktur der Lehr- und Forschungspraxis. Es zeigte sich, daß überall keineswegs voraussetzungslos begonnen werden mußte, daß insbesondere bei den von Jauff vorgeschlagenen Methoden der synchronen und diachronen Querschnittsanalysen, bei der Rekonstruktion von „Erwartungshorizonten“ aus den Texten selbst und aus den Traditionen, in denen sie stehen,¹² und auch bei der Rekonstruktion der „ereignishaften Geschichte der Literatur“,¹³ in welcher sich Rezeption durch Kritiker und Autoren als Fundament neuer Produktionen darstellt, auf das ganze reiche Arsenal der eingeübten positivistischen Arbeitsweise der Gattungs-, Motiv- und Einflußgeschichte u. a. m. zurückgegriffen werden konnte.

Obwohl einige der mit der Rezeption der Rezeptionsästhetik oft verbundenen Hoffnungen auf eine integrale Reorganisation der literaturwissenschaftlichen Forschungspraxis inzwischen einer aus dieser Praxis erwachsenen Ernüchterung gewichen, teils auch einer die theoretischen Annahmen weiter präzisierenden Kritik zum Opfer gefallen sind, wird es sich als bleibendes Ergebnis der breiten Aufnahme von Rezeptionsgesichtspunkten in der Literaturwissenschaft erweisen, daß aus der kritischen Reflexion der Methoden die regulative Idee nicht mehr zu beseitigen ist, daß diese Methoden nicht einfach für Texte als ihre Objekte, sondern für über Texte getätigte Kommunikationsvorgänge einschlägig sein müssen. Dies ist denn auch die Grundlage, auf welcher sich Literaturwissenschaft allererst an einer interdisziplinären Forschungspraxis beteiligen können.

Es ist hier nicht beabsichtigt, eine Darstellung der rezeptionsästhetischen Theoriebildung, ihrer Kritik und Weiterentwicklung im einzelnen zu geben. Wir werden Rezeptionsforschung an einem Beispiel (III) darstellen und erörtern, das freilich aus einer methodenkritischen Absicht gewählt wurde: in der theoretischen Diskussion dieser methodenkritischen Absicht (II) erscheinen uns folgende Aspekte als besonders klärungsbedürftig:

1. Das Problem der Abgrenzung von „Wirkung“ und „Rezeption“, welches nicht nur ein Problem der zweckmäßigsten Definition, sondern vor allem eines der adäquaten Methodologie ist. In engem Zusammenhang damit steht das Problem der Abgrenzung von „Rezeptionsästhetik“ und „Rezeptionsgeschichte“. In diesem Fall ist der Wortgebrauch bisher völlig

schwankend und meistens lax. Es soll eine Klärung versucht werden, ob Rezeptionsästhetik als apriorische (nicht-historische) Wissenschaft überhaupt möglich ist, und ob, wenn dies nicht der Fall ist, der Terminus nicht besser aufzugeben wäre.

2. Der vom Begriff „Rezeption“ abgedeckte Objektbereich ist wesentlich durch das Interesse mitbestimmt, Rezeption als für das Zustandekommen neuer Werke maßgeblich und damit Literaturgeschichte fundierend zu betrachten. Hieraus resultiert häufig eine Selektion von Rezeptionsvorgängen, welche den Anschein erweckt, als erschöpfe sich Rezeption im Nacheinander von gelesenen und neu geschaffenen Werken. Es besteht die Gefahr, daß solche Forschungen zu einer ganz unverbundenen Reihung höchst-literarischer „Konkretisationen“ von Werken führen und den historisch fundierten Zusammenhang von Rezeptionsleistungen nicht im einzelnen, sondern nur in globalen Zuordnungen berücksichtigen.

Bevor wir zu dieser theoretischen Diskussion übergehen, sollen einige Begriffe und Probleme der Rezeptionsforschung an einem Beispiel vorgestellt werden:

Im Rahmen einer Einführungsübung für Studienanfänger der Literaturwissenschaft baten wir die Teilnehmer um „schulübliche Interpretationen“ zum folgenden Text:

„Ach“, sagte die Maus, „die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“ – „Du mußt nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.¹⁴

Wir erhielten u. a. folgende (gekürzte) Stellungnahmen:

1. „Die Bedeutung dieser Fabel ist es, daß der Schwache sich selbst helfen muß, um seine Lage zu verbessern und sich nicht an den Starken wenden darf, der ihm nicht helfen wird, sondern seine Lage entscheidend verschlimmert, indem er die Schwäche zu seinen Gunsten ausnutzt.“

2. „Die Lehre ist, daß jede Lebenssituation als Entscheidung zu nehmen ist, und daß wir den Begriff der Freiheit immer mit einer bestimmten Vorstellung verbinden müssen, um sie nicht zu verlieren.“

3. Die „Moral dieser Geschichte“ sei der Hinweis, daß die immer drohende Gefahr (Katze) auszuräumen sei, „indem man sich dem Hier und Jetzt stellt, um nicht der Vergangenheit nachhängend und schicksalhaft die Zukunft abwartend von den Ereignissen überrumpelt zu werden.“

4. „Der Mensch sieht, wie die Maus, nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit. ... Kafkas „Fabel“ enthält keine Handlungsanweisung.“

5. Der Text schneide das Problem der Überbevölkerung an, indem er die menschheitsgeschichtliche Entwicklung zu ausweglos sich verengenden Grenzen zeige.

6. Der Text verweise auf den Leistungsdruck. „Je mehr wir zu unternehmen versuchen, desto mehr tritt der Staat mit seinen Institutionen uns entgegen. Bis wir

zum Schluß, wenn wir meinen, das Ziel erreicht zu haben und eine Lösung gefunden zu haben, doch feststellen müssen, daß alles für die Katz war.“

7. „Der Verfasser verwendet das Bild der Maus für einen Menschen, der kontaktarm und voller Minderwertigkeitskomplexe ist. Er fühlt sich in dieser Welt, in der er keine Beziehung findet, alleine und ausgestoßen.“

Die befragten Studenten ihrerseits legten den Text Schülern vor. Obertertiarer gaben als Aussage des Textes an:

8. Die Katze stelle den Tod dar, die Maus repräsentiere den Menschen. Für die Maus ende alles im Tod.

9. Die Katze stelle die Gesellschaft dar, die Maus sei das Individuum innerhalb dieser Gesellschaft.

10. Die Katze stelle nicht die Gesellschaft, sondern das Leben im weiteren Sinne dar.

11. Katze und Maus ständen für zwei Menschentypen, den Starken und den Schwachen.

12. Alles laufe auf den Tod hinaus, die Mäuse werden vernichtet, jedoch „rücken immer wieder neue Mäuse nach, so daß der bestehende Zustand erhalten bleibt.“

13. Schüler einer 8. Hauptschulklassen bezogen in Einzelgesprächen den Text auf die kommunale Situation (Häuserbau verdränge Spiel- und Fußballplätze), auf die schulische Situation (die Maus sei einem „Neuen“ in der Klasse vergleichbar), auf die familiäre Situation (abendliches Ausgehverbot).

14. Ein Lehrer sagte, der Text sei vielfältig interpretierbar, doch müsse er, wolle er überhaupt über einen solchen Text mit den Schülern Kommunikation erreichen, auf sichere Interpretation drängen.

Die Erklärung dafür, daß diese Interpretationen so unterschiedlich ausfielen, muß offenbar zwei Aspekte berücksichtigen: Auch wenn Mißverständnisse und Auslegungsdifferenzen bei jedem Text auftreten können, muß dieser Text doch eine Beschaffenheit haben, die so verschiedenartige, kaum vergleichbare Auslegungen zuläßt. Zum andern ist der *Inhalt* der Interpretationsaussagen wohl nur zu erklären aus den verschiedenartigen Voraussetzungen, mit denen die Interpreten an den Text herantreten.

Auf Seiten des Textes dürfte erheblich sein, daß er fiktional ist, was die Überschrift und die redenden Tiere schnell erkennen lassen. Der Text verlangt die für fiktionale Texte üblichen Einstellungen und Deutungsbemühungen und erhält sie auch. Besonders auslegungsbedürftig erscheint er aber dem Leser offenbar, weil ihm die erwartbaren erklärenden Äußerungen eines Erzählers fehlen; weil die Rede der Maus nicht auf eine konsistente Sprechersituation zu beziehen ist usw. Zugleich bietet sich der Text dem Verständnis an: „Katze“ und „Maus“, „Falle“ und „Mauern“ bezeichnen Bekanntes, auch in Poesie Gewohntes, „Welt“, „Angst“ und „glücklich“ sind jedermann geläufige, „bedeutungsträchtige“, wenn auch unterschiedlich verwendete Wörter. Noch mehr: gattungsspezifische Auslegungsweisen scheint er selbst zu fordern. Wenn er so unterschiedliche

Interpretationen veranlaßt, so können diese offenbar nicht unter Berufung auf den Text als falsch oder richtig beurteilt werden. Daß er selbst nicht die gattungsübliche Maxime formuliert (4), heißt ja nicht, daß auch der Leser dies zu unterlassen habe. Daß „Überbevölkerung“ (5), „Gesellschaft“, „Leistungsdruck“ (6), „Starke und Schwache“ (1,11) als Wörter im Text nicht vorkommen, heißt ja nicht, daß sie zur Formulierung der Textbedeutung nicht verwendet werden dürften. Offensichtlich fordert der Text derartige Bedeutungsgebungen durch den Leser geradezu heraus. Diese Bedeutungsgebung durch den Leser ist beschrieben worden als Akt der „Konkretisation“ (R. Ingarden), als „Auffüllen“ von „Leerstellen“ (W. Iser) oder auch als ein im Lesen sich vollziehendes Verfahren der interpretativen Unterstellung („Substitution“), der Auswahl („Selektion“) und – als mögliches Ergebnis – der Veränderung des Textes im Lesen („Deformation“) (H. Hillmann).

Die größte Interpretationsvielfalt pflegen Texte zu veranlassen, die im einzelnen vertraut, im ganzen aber rätselhaft erscheinen, wobei der einzelne Interpret freilich u. U. eine Eindeutigkeit zu empfinden oder zu behaupten vermag (Ausnahme: 14). Aber auch wenn es so ist, daß Texte als *intentional* geordnete Mengen von Schriftzeichen (wir werden dafür auch *Rezeptionsvorgabe* sagen, um die für die Rezeptionsforschung unerlässliche Unterscheidung von einem Begriff vom „Text“ zu akzentuieren, bei welchem die Finalität des Produziertseins – unabhängig von gestimmten Situationen – keine Rolle spielt) erst vom Leser ihre Bedeutung zugewiesen erhalten, stellt sich die Frage, ob es dann nicht dem *wissenschaftlichen* Leser möglich sei, „objektive“ Interpretationen vorzunehmen. Ein bloßer Vergleich mit wissenschaftlichen Interpretationen zeigt jedoch, daß es mit ihnen (zumal im Falle Kafkas) nicht anders steht. So sehr sie sich auch bemühen, auf die Intentionen des Autors, auf gleichzeitige und historische Kontexte zurückzugreifen – sie alle enthalten neben beweisbaren (z.B. metasprachlichen) Aussagen auch sog. interpretative Sätze,¹⁶ die sich nicht zwingend beweisen, sondern nur mit Plausibilitätsgründen empfehlen lassen.¹⁷ Nicht einmal die Behauptung, die Rezeptionsvorgabe sei „bedeutungsoffen“ oder „polyvalent“ oder „vielfältig interpretierbar“, kann durch ausschließlichen Rekurs auf die Rezeptionsvorgabe bewiesen werden, weil sie schon das Vorhandensein unterschiedlicher, gleich plausibler Interpretationen voraussetzt. Deswegen scheint es sinnvoll, das Problem von der Seite des Lesers anzugehen. Allerdings ermöglicht das bloße Vergleichen von verschiedenen Rezeptionen noch keine eigene Interpretation; es kann allenfalls dazu dienen, Interpretationen in der Diskussion mit anderen Deutungsvorschlägen plausibler und zumutbarer zu machen. Ebenso wenig sagen gesammelte Rezeptionsdokumente etwas „Objektives“ über die Rezeptionsvorgabe aus, sondern nur darüber, daß

bestimmte Rezipienten sie so oder so rezipiert haben. Es ist deswegen zu fragen, ob Aussagen über Rezeptionsvorgaben als Träger von unterschiedlichen Bedeutungen, welche Leser ihnen allererst geben, genau gesehen, nicht immer nur Aussagen über empirische, historische Rezeptionen sind. Wenn dies so wäre, müßte dies aber nicht ausschließen, daß sich aus der statistisch zu erhebenden Häufigkeit Aussagen darüber ableiten lassen, mit welcher Wahrscheinlichkeit bestimmte Texte oder Textsorten in Zukunft in bestimmte Rezeptionen und in bestimmte Rezeptionsweisen eingehen werden. Noch viel weniger schließt dies aus, daß es ein sinnvolles Streben bleibt, gewisse Rezeptionen nicht zuzulassen, andere hingegen mit guten Gründen durchzusetzen.

Daß die Inhalte der oben angeführten Interpretationen sich zureichend nicht von der Rezeptionsvorgabe her, sondern nur aus den historischen Kontexten, in welchen die Interpreten standen, erklären lassen, ist offenkundig. Individualpsychologische, möglicherweise nur psychoanalytisch zu fassende Erfahrungen (7), gruppenspezifische Bedürfnisse (13) finden ihre Repräsentation in der „Maus“ der „Fabel“; didaktische Normen (14) begründen die Interpretation, ideologische Phrasen werden routinemäßig angewandt (2, 3), zur Trivialität verallgemeinerte soziale Erfahrungen (1) finden sich ebenso wie nur im Unerst geglaubte Bedürfnisinterpretationen (6). Auf den Nenner gebracht: die situativen Umstände der Rezeption, d.h. also der jeweiligen Rezipienten, (*Rezeptionsbedingungen*) spielen eine Rolle; sie kommen zur Geltung im Rahmen einer bestimmten *Rezeptionsweise*, die in diesem Fall durch die Tatsache gekennzeichnet ist, daß die Rezeptionen unter dem Zwang zur (schriftlichen) Interpretation für einen bestimmten Adressaten erfolgte. Es ist mehrfach nachgewiesen, daß die Regeln, die für Schulinterpretationen benutzt werden, u. U. im krassen Gegensatz zu privaten Rezeptionsweisen von Schülern stehen können.¹⁸ Gesellschaftlich oder individuell geübte Verfahren und gehegte Einstellungen gegenüber Kunstrezeption, Literatur im besonderen, gegenüber Gattungen und Autoren usw. sind weitere Aspekte der Rezeptionsweisen, welche Rezeptionen vorgängig bestimmen.

Diese knappen Bemerkungen mögen die Notwendigkeit veranschaulichen, Rezeptionen in individualgeschichtlichen Zusammenhängen, welche aber zugleich immer soziale und sozialgeschichtliche Zusammenhänge sind, zu erforschen.

II „Wirkung“ und „Rezeption“.

Über die Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Wirkungsästhetik

Was sich an unserer kleinen Auswahl von Kafka-Deutungen zeigte und in diesem Fall vielleicht sogar den Absichten des Autors entspricht, gilt nicht nur hier und nicht nur für Texte unserer Zeit. Einen nicht weniger erstaunlichen Anblick bietet die Disparatheit der Interpretationen, mit denen sich der historische Wandel der Rezeptionen aller größeren Werke der Kunst dokumentieren läßt. Es ist die gleiche Erscheinung – nur daß bei solchen Wandlungen der Rezeptionen noch hinzukommt, daß frühere Interpretationen nicht selten die späteren mitbedingen; sei es, daß sie unbewußt die Rezeptionsweise des späteren Rezipienten mitbestimmen, sei es, daß ihnen explizit widersprochen wird. Schillers „Wilhelm Tell“ etwa, zwar selten als eine besonders rätselhafte Rezeptionsvorgabe empfunden, wurde vor 1848 als ein Drama vom Gelingen der bürgerlichen Revolution interpretiert und in den Märztagen des Revolutionsjahres in Berlin volksfestartig aufgeführt; aber um 1900 als ein Drama vom Scheitern der Demokratie und vom Erfordernis eines charismatischen Führers im bewußten Widerspruch zur älteren Rezeptionsweise zur Lektüre empfohlen¹. Und solche divergenten Vereinheitlichungen des Dramas traten auf, obgleich in fast allen Interpretationen mit wissenschaftlichem Anspruch die im Drama angelegte Unvermitteltheit zwischen Rütli- und Tellhandlung als Problem der Interpretation anerkannt war und ist. Es ist ja das Ärgernis an der Pluralität und historischen Wandelbarkeit der Interpretationen, das dem heutigen Interpreten den Mut nimmt, die Interpretationen so vieler (und ja nicht ohne weiteres unerleuchteter) Vorgänger durch eine eigene zu überbieten, und das ihn veranlaßt, statt dessen das Problem der Rezeption selbst zum Gegenstand seines wissenschaftlichen Nachdenkens zu machen. Dies muß auf den Gedanken führen, ob es nicht gelingen kann, dem relativistischen Zweifel an seiner eigenen Tätigkeit dadurch zu entgehen, daß man die Rezeptionsvorgabe (also Text im erläuterten Sinne) einer Theorie unterwirft, mit deren Hilfe es möglich wäre, Gesetzmäßigkeiten zwischen der Art der Rezeptionsvorgabe und der Vielfalt oder auch Einfalt ihrer Rezeptionen aufzuweisen.

Wenn es bei vielen Interpretationen nicht möglich ist, sie aus formalen Gründen (z.B. wegen irriger Textwiedergabe) schlicht zurückzuweisen, so liegt die Folgerung nahe, daß es eine Eigenschaft der Rezeptionsvorgabe sei, divergierende Interpretationen zuzulassen. In diesem Sinne spricht man dann von „Offenheit“ (Jaß oder „Unbestimmtheit“ (Iser nach Ingarden) als einer spezifischen Qualität literarischer Rezeptionsvorgaben. Nun ist mit einer solchen Aussage über Texte noch wenig erreicht, da die Behauptung solcher Unbestimmtheit ja keineswegs be-

stimmte, sondern alle möglichen Rezeptionen zu erklären geeignet ist. Ja, es ist die Frage, ob eine solche Aussage über Rezeptionsvorgaben überhaupt einen anderen Status hat und haben kann als die empirische Feststellung der beobachtbaren Heterogenität der Interpretationen. Etwas ganz anderes scheint es zu sein, wenn nun bestimmte Elemente von Rezeptionsvorgabe (z.B. Polysemien) genannt werden, auf die sich gegensätzliche Rezeptionen gleichermaßen stützen; kurzum, wenn es gelingt, „Unbestimmtheitsstellen“ (Iser) in einer Beschreibung von Rezeptionsvorgaben auszuweisen, die widersprüchliche Interpretationen zur Folge haben, und diese auf der anderen Seite von solchen Textstrukturen zu unterscheiden, die keine Deutungsdifferenz zulassen. So könnte man den „Bruch“ in Schillers „Tell“ zwischen Rütli- und Tellhandlung als eine solche Textkonstante betrachten, die in allen Rezeptionen als *formale* wiederkehrt, aber zu untereinander divergierenden, in sich jedoch einheitlichen Interpretationen Anlaß gibt.^{1a} Wie an diesem Beispiel leicht ersichtlich, ist „Unbestimmtheit“ gar keine ursprüngliche Eigenschaft von Rezeptionsvorgaben, sondern sie ergibt sich erst, wenn man dem Text einen kohärenten Sinn unterstellt; und es ist lediglich eine Frage der Definition des Terminus „Text“ bzw. „Rezeptionsvorgabe“, ob die Unterstellung eines kohärenten Sinns und mithin die Feststellung von Kohärenz (und „Unbestimmtheit“ hervorrufenden Kohärenzbrüchen) als Eigenschaft literarischer Rezeptionsvorgaben schon eine spezifische Rezeptionsweise auf Texte projiziert wird. Jedenfalls lesen wir keineswegs immer alle Texte in dieser Rezeptionsweise der Unterstellung eines konsistenten Sinns, z.B. Geschichtsbücher, in denen wir ein paar Seiten „nachschielen“, in der Regel nicht; und die Feststellung ist erlaubt, daß in einem bestimmten Sinn gerade für Dichtung diese Rezeptionsweise erst im 18. Jahrhundert von der Ästhetik und Hermeneutik obligatorisch gemacht wurde.

Uns kommt es indessen hierbei auf die Frage an, ob sich im Rahmen einer Texttheorie etwas über die Gesetzmäßigkeit einer Wirkung oder Rezeption von Rezeptionsvorgaben aussagen läßt (wir ziehen es vor, in diesem Zusammenhang von Wirkung zu sprechen, werden aber die Abgrenzung von Rezeption erst später vornehmen). Einen solchen Versuch bezweckt offensichtlich Götz Wienold, wenn er vorschlägt², Rezeptionsprobleme unter Absehung von den sozialen Rezeptionsbedingungen und -weisen des Rezipienten formal als Strategien der „Textverarbeitung“ zu behandeln, so daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang von Textstruktur und Verarbeitung erforschbar wird. Freilich wird bei Wienold der Verzicht auf die Erforschung der Vorbedingungen auf seiten des Rezipienten mit der Konsequenz erkauft, zumindest das Bewerten von Texten nur noch spieltheoretisch erklären zu können.

Um Klarheit über die angemessene Verwendung der Begriffe „Wirkung“ und „Rezeption“ zu schaffen, ist zunächst zu fragen, welchen Status Versuche haben, Wirkungen von Rezeptionsvorgaben im Rahmen einer Texttheorie oder auch im Rahmen einer systematisch (nicht-historisch) betriebenen Wirkungsästhetik zu erklären. Das Ziel einer Wirkungsästhetik muß es sein, zu Aussagen der folgenden Form zu kommen: eine Textbeschaffenheit der Art T₁ hat eine Wirkung der Art W₁ zur Folge. „Hat zur Folge“ bedeutet dabei aber nicht „hat zur Folge in allen historisch bekannten Fällen“, denn dann handelt es sich schlicht um eine historische Aussage, sondern bedeutet „hat mit logischer Notwendigkeit zur Folge“. Daß eine Textbeschaffenheit T₁ eine Wirkung W₁ zur Folge hat, bedeutet, daß es jeder Zeit möglich ist, eine Wirkung W₁ herbeizuführen, wenn es möglich ist, einem Text die Beschaffenheit T₁ zu verleihen. Anders formuliert: Der Anspruch, eine Rezeptionsästhetik unabhängig von der empirischen Erforschung historischer Rezeption zu betreiben, steht und fällt mit der Möglichkeit, wenigstens einige Elemente von Rezeptionsvorgaben aufzählen zu können, die nicht nur eine *notwendige*, sondern auch eine *hinreichende* Bedingung bestimmter beschreibbarer Wirkungen sind. Der Erklärungsanspruch einer systematischen Wirkungsästhetik ist mit dem Anspruch, prognostischer Aussagen über bestimmte Rezeptionen machen zu können, logisch verbunden³.

Nun ist es aber eine offene Frage, ob menschliche Kommunikation einem solchen Erklärungsmodell überhaupt unterworfen werden kann. Freilich ist sofort zuzugeben, daß es zeichenbenutzende Verfahren der Erzeugung bestimmter Reaktionen gibt, die sich als Gesetzmäßigkeiten der dargestellten Art beschreiben lassen. Zu denken wäre etwa an extrem kurzzeitige und nicht ins Bewußtsein dringende Signale, die als Reize etwa vermittels optischer Medien bestimmte Reaktionen beim Zuschauer mit Notwendigkeit herbeiführen – oder doch bei Vorliegen bestimmter Dispositionen mit Notwendigkeit herbeiführen. Darüberhinaus ist es gewiß so, daß die Rezeption kommunikativer Verlautbarungen für den Sender dieser Verlautbarungen nicht schlicht unverfügbar ist; sie kann durchaus steuerbar sein. Auch und gerade bei ästhetischer Kommunikation haben wir mit Wirkungen zu rechnen, die vermittels emotiver Reize eintreten, zumindest unter bestimmten Bedingungen eintreten und sich im psychosomatischen Bereich abspielen. Zu denken wäre etwa an das Wohlbefinden, welches bei bestimmter Disposition durch Rhythmus oder Melodie herbeigeführt wird; zu denken wäre an Angst oder an das Gelächter, von dem Witz oder das Komische „unwillkürlich“ begleitet sind. Aber gerade die letzten Beispiele zeigen die ganze Problematik: Es ist ja in der Regel möglich, auf die eigenen Dispositionen und Befindlichkeiten so einzuwirken, daß auf zeichenvermittelte Reize diese Reaktionen

nicht eintreten; so wie man manchmal über alles, so will man manchmal über gar nichts lachen. Zumal literarische Kommunikation hat es mit Notwendigkeit an sich, daß der Rezipient ihr nicht unausweichlich ausgesetzt ist, sondern daß ihm zumindest eine Alternative bleibt: die der *Rezeptionsverweigerung*. Ein Autor mag noch so „atemberaubend“, „spannend“ und „hinreißend“ schreiben – er kann nicht verhindern, daß sich dem Leser die Alternative stellt, weiterzulesen oder das Buch zu schließen. Diese banale Tatsache hat Weiterungen: wenn dies so ist, dann ist es auf jeden Fall nicht ausreichend, Rezeptionen lediglich als Reaktionen auf zeichenvermittelte Reize zu beschreiben. Bestimmte Beschaffenheiten literarischer Rezeptionsvorgaben sind zwar *notwendige*, aber niemals *hinreichende* Bedingungen für bestimmte Rezeptionen. Es bleibt in aller Rezeption etwas, das als *sinnorientiertes Handeln*⁴ beschrieben werden muß. Das, was die Wirkungsästhetik als Wirkung einer Rezeptionsvorgabe zu beschreiben wünscht, tritt immer erst ein, wenn diese Wirkung eine vom Rezipienten zugelassene ist.

Viele Mißverständnisse und auch Schwierigkeiten der Abgrenzung könnten vermieden werden, wenn man den Terminus „Wirkung“ ausschließlich zur Bezeichnung kausaler Folgeverhältnisse verwendete, unter „Rezeption“ aber ein sinnorientiertes Handeln verstünde. Beides liegt nicht auf einer Ebene: Das sinnorientierte Handeln (Lesen, Rezipieren) ist nicht eine zusätzliche Determinante in einem System von Ursachen und Wirkungen, sondern ist die Voraussetzung, die überhaupt erst erlaubt, von einem solchen System zu sprechen. Ohne Rezeption keine Wirkung – dieser Satz läßt sich nicht umkehren. Wirkungen *ereignen sich* – metaphorisch gesprochen – auf dem Rücken von Rezeptionen; Rezeptionen können *beabsichtigen*, eine Wirkung herbeizuführen (etwa: lachen zu können). Im prototypischen Fall ist bei der Rede von „Rezeption“ der Text Mittel oder Ziel einer Handlung des Rezipienten, wobei die Absichten des Rezipienten so gut eine Rolle spielen wie die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe; von „Wirkungen“ sprechen heißt zunächst, von einem Folgezustand des Lesers zu sprechen, für dessen Entstehung die Ursachen so gut im Text wie in ihm selbst zu suchen sind.

Unser Unterscheidungsvorschlag widerspricht anderen; wiederholt ist vorgeschlagen worden, mit „Wirkung“ den „Anstoß“ des Textes, mit „Rezeption“ den vom Leser ausgehenden Anteil am Rezeptionsprozeß zu unterscheiden (Naumann, Jauß)⁵, oder mit „Wirkungsforschung“ eine vom Werk ausgehende Fragestellung gegen eine vom Leser ausgehende Fragestellung als „Rezeptionsästhetik“ (Mandelkow)⁶ abzugrenzen. Diese Unterscheidungen entsprechen an sich der Einsicht in die Zweiseitigkeit des Verhältnisses Text-Leser, sie verdecken aber erstens den entscheidenden Unterschied zwischen kausalen Ursache-Wirkung-Relationen und

intentionalen Handlungen; und zweitens die Tatsache, daß bei einer Wirkung *sowohl* die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe (*textuelle Wirkfaktoren*) *als auch* Befindlichkeiten des Lesers (*rezipientelle Wirkfaktoren*) ursächlich beteiligt sind, wie für die Rezeption die *Interessen* und *Absichten* des Rezipienten ebenso eine Rolle spielen wie die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe, auf die sie sich richten.⁷

Aus dem gleichen Grund ist auch das, was hermeneutisch als „Dialog“ zwischen Text und Leser bezeichnet wird, in der Rezeptionstheorie bislang nicht voll befriedigend beschrieben worden. Es ist der Fall denkbar, daß ein Rezipient eine Rezeption intentional allein deswegen vornimmt, um diejenigen Wirkungen, die eine Rezeptionsvorgabe aufgrund ihrer Beschaffenheit verursachen kann, herbeizuführen, also an sich zu erfahren. Wir können in diesem Fall von einem konsumptiven Rezeptionsinteresse sprechen. Der viel häufigere Fall aber wird der sein, daß sich Wirkungen einstellen, die als solche so nicht intendiert waren, weil die Rezeptionshandlung auf davon divergierende oder sogar völlig anders bestimmte Ziele gerichtet war, z.B. deswegen, weil der Rezipient ganz andere *Erwartungen* über die textuellen Wirkfaktoren gehegt hatte.⁸ Es ist nun denkbar, daß die Intentionen des Rezipienten im Verlaufe der Rezeptionshandlung geändert werden in der Weise, daß die unbeabsichtigt erfahrenen Wirkungen nun selbst zum Ziel der weiteren Rezeption werden. Ebenso denkbar ist der Fall, daß die ursprüngliche (z.B. auf Informationsgewinnung gerichtete) Absicht begleitet wird durch die aus einem psychosomatischen Wohlbefinden resultierende Lust am Weiterlesen. Denkbar ist auch der Fall, daß die unbeabsichtigt erfahrenen Wirkungen zum Ziel einer erneuten Rezeption des gleichen Textes gemacht werden, wobei es dann möglicherweise aufgrund geänderter Dispositionen des Rezipienten oder anderer rezipienteller Wirkfaktoren zu einer erneut anders gearteten und unbeabsichtigten Wirkung kommt. Unter „Traditionsstiftung“ kann man dann den Sachverhalt verstehen, daß die Wirkung die ein Rezipient erfahren zu haben bekundet, einem weiteren zum Grund seiner Rezeptionshandlung wird usw.

Es ist klar, daß es bei den Interessen der Rezipienten, bei den situativen Rezeptionsbedingungen, unter denen in einer Gesellschaft überhaupt Rezeptionen erfolgen können, wie auch bei den rezipientellen Wirkfaktoren gruppenspezifische, kulturspezifische oder vielleicht sogar der menschlichen Gattung eigene Gemeinsamkeiten gibt. Die durchaus offene Frage, ob es aufgrund solcher Gemeinsamkeiten auch für die Rezeptionshandlungen generalisierbare Schemata gibt, denen sie folgen, kann man als den Gegenstand der *Rezeptionsästhetik* ansehen. Es dürfte aber auch klar sein, daß es sich bei diesen Schemata nur um Handlungsmuster handeln kann, denen die Gefolgschaft grundsätzlich immer auch

verweigert werden kann. Eine solche Forschung wird sich lesepsychologische und lese soziologische Ergebnisse und Methoden zueigen machen. Sie bleibt indessen eine historisch orientierte Wissenschaft. Aufgrund der ihr möglichen Verallgemeinerungen wird sie Wahrscheinlichkeitsaussagen über zukünftige Rezeptionshandlungen machen können, niemals aber Prognosen, die mit logischer Gewißheit eintreten.

Ob es daneben noch eine *Wirkungsästhetik* geben kann, hängt von der Frage ab, ob eine in Zusammenhängen von Kunstrezeption erfahrene Wirkung sich möglicherweise gegenüber intentionalem Handeln, also gegenüber jedem Wollen und Nicht-Wollen, so verselbständigen kann, daß es dem Rezipienten unmöglich wird, derartige Wirkungen noch als die mögliche Intention seines Handelns zu beschreiben. Wo Rezipienten nicht mehr mit (subjektiver) Überzeugung behaupten können die vorher objektiv mögliche (wenn auch nicht immer als solche erkannte) Herbeiführung oder Zulassung ihrer jetzigen Situation sei von ihnen selbst als Handelnden intentional herbeigeführt oder zugelassen, da fehlt die logische Vorbedingung von Handeln und damit von Rezeption. Der Gegenstand einer solchen Wirkungsästhetik wäre dann das von allem Wollen unabhängige, „mechanische“ Reagieren auf Reize. Anderen Rezipienten läßt sich solch Reagieren auf Reize als Ziel einer Rezeptionshandlung nicht gebieten oder empfehlen; man kann Rezipienten solchen Reizen nur als willenslose Objekte aussetzen. Eine solche Wirkungsästhetik wäre wegen der Zweiseitigkeit der Wirkfaktoren dann jedenfalls nicht als lediglich an Rezeptionsvorgaben interessierte Texttheorie denkbar, sondern nur als eine experimentelle Verhaltenswissenschaft.

Für die Literaturwissenschaft wäre eine so betriebene Wirkungsästhetik relativ belanglos. Als bloße Reiz-Reaktionen brauchen sie Wirkungen nichts anzugehen. Das heißt aber nicht, daß sie sich nur um die Intentionen der Rezipienten zu bemühen hätte. Wohl hat sie es etwas anzugehen, wenn Wirkungen geeignet sind, wiederum in den Kontext von intentionalem Handeln, sei es auch nur als äußere Bedingungen, einzugehen. Wird die Lektüre von Rezeptionsvorgaben gar in der Absicht, bestimmte (bisher auch schon eingetretene) Wirkungen zu erzielen, zur Pflicht gemacht oder auch nur empfohlen, so liegt hier wiederum ein Verhalten vor, das nicht einfach eine Wirkung ist, sondern als intentionales Handeln beschrieben werden muß, denn die Traditionsbildung erfolgt ja nicht sozusagen organisch-naturwüchsig, sondern mit Absichten. Es ist festzuhalten: nur Rezeptionen können Gegenstand von Handlungsvorschlägen werden, Wirkungen nicht. Weder die literarische Rezeption noch die literarische Wirkung sind mit physischen Mitteln erzwingbar. Man kann eine Rezeption befehlen, aber niemals ist mit Sicherheit voraussagbar, was als Wirkung erfolgt, wenn einer liest; selbst

dann nicht, wenn man alle Möglichkeiten ausschöpft, auf die situativen Rezeptionsbedingungen des Rezipienten geeignet einzuwirken. Eine literarische Wirkung kann man deswegen nicht befehlen, man kann nur auffordern, sie zuzulassen. Das einzige sichere Mittel, Wirkungen zu erreichen, bleibt, die Einwilligung des Rezipienten einzuholen, sich einer befohlenen oder angeratenen Rezeptionsweise auch selbst zu befleißigen. Dies erfolgt durch Kommunikation mit dem Rezipienten und ist letztlich der Zweck des Interpretierens von Rezeptionsvorgaben.

Weil Rezeptionen intentionale Handlungen sind, also gewollt oder – zumindest durch Fortsetzung der Rezeption – zugelassen sind, ist es angemessen, sie grundsätzlich im Kontext von Handlungszusammenhängen zu untersuchen – will man nicht von vornherein das Problem der Rezeption verkürzen und verkennen. Allerdings braucht nicht jedwede, möglicherweise gänzlich folgenlose Rezeptionstätigkeit von wissenschaftlichem Belang zu sein, vielmehr werden solche von vorangigem Interesse sein, die in Handlungszusammenhänge einzugehen geeignet sind oder waren, ob sie nun zum Erwerb von Fähigkeiten, zur Bildung oder zum Abbau von Stimmungen und Befindlichkeiten, zum Kauf eines Buches oder zur Anfertigung einer Interpretation führten.

Der Terminus „Rezeption“ kann dann so definiert werden: *Eine Rezeption einer kommunikativen Äußerung liegt genau dann vor, wenn die (sprachliche oder nicht-sprachliche) Handlung eines Handelnden nicht anders vollständig beschrieben werden kann, als daß sie mit Rücksicht auf diese Äußerung erfolgte.*

Wenn es richtig ist, Rezeptionen grundsätzlich im Kontext von Handlungszusammenhängen zu untersuchen, dann ist damit zugleich gesagt, daß es ein Mißverständnis wäre, Rezeptionsforschung als eine Methode der Textbeschreibung aufzufassen. Erstens kann eine Rezeption sehr wohl vorliegen, ohne daß eine authentische Kenntnisnahme eines literarischen Textes erfolgte. Oft sind es gerade die folgenreichen und traditionsbildenden Rezeptionen, die weniger auf immer erneute Lektüre von Rezeptionsvorgaben zurückgehen als vielmehr auf vorgängige beispielgebende Rezeptionen, auf die Aktivität von Propagandisten, Popularisatoren und Didaktikern etwa. Die für die Nationalstaatsbildung Deutschlands im 19. Jahrhundert so folgenreiche Schiller-Rezeption (eine der erstaunlichsten Rezeptionen in der Literaturgeschichte überhaupt) ist ein solcher Fall; und es wäre nicht zu vertreten, wollte sich Rezeptionsforschung nur mit solchen Rezeptionen befassen, die dem scheinbar normalen, in Wahrheit aber (wie das Kafka-Beispiel schon lehrt) höchst seltenen Typus der unbeeinflusst-interesselosen „Begegnung“ des isolierten Subjekts mit einem Werk der Kunst entsprechen. Zweitens kann eine Rezeption sehr wohl vorliegen, ohne daß sich dies in erneuter Kommunikation, ge-

schweige denn in erneuter Produktion literarischer Rezeptionsvorgaben niederschlägt. Bei historischen Untersuchungen wird man freilich das Vorliegen einer Rezeption zumeist nur dann stringent nachweisen können, wenn es sich in, wie immer gearteten, Dokumenten niedergeschlagen hat. Aber solche Rezeptionsdokumente haben – vom scheinbaren Normaltyp des selbstvergessenen Leseprotokolls über die von Absichten gesteuerte Interpretation bis zum bloßen Zitat eines autorennamens – gegenüber der vollen Bedeutung der Rezeption oft nur Indizcharakter, mit dessen Hilfe es jene erst zu rekonstruieren gilt.

Es ist der Zweck des nun folgenden Beispiels, einige der bisher theoretisch erörterten Sachverhalte zu demonstrieren. Wir verfahren deswegen diesmal umgekehrt: Wir benutzen ein Rezeptionsdokument (eine Festrede des Vorsitzenden des Leipziger Schiller-Vereins und späteren Abgeordneten der Frankfurter Paulskirche, Robert Blum, aus dem Jahre 1840), um es als Indizträger für eine an sich in ihren historischen Handlungszusammenhängen schon bekannte Weise der politischen Schiller-Rezeption darzustellen. Wenn sich dabei diese heute so fade wirkende Prosa als ein Stück glänzender Rhetorik zu erkennen geben sollte, so wäre das keine unbeabsichtigte Nebenwirkung.

III Dichtung als Exempel. „Politische“ Rezeptionsweisen am Beispiel des Leipziger Schiller-Vereins unter dem Vorsitz Robert Blums

Am 9.11.1840 sagte R. Blum:

„... Aber wie unendlich bedeutend auch die sittliche und poetische Größe Schiller's sein mag: ist sie es allein, die ihm unsere Bewunderung, Liebe und Verehrung zuwendet? Nein, es gibt noch eine andere, in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite seines Wesens, die ihn mit tausend Liebesbänden festkettet an die Herzen seiner Nation und ihn zum Muster und Vorbilde macht für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft: es ist dies seine *historisch-prophetische Bedeutung*, sein Kampf für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit. Werfen wir einen Blick auf den innigen Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit. Wie in der Literatur, so zeigte sich in dem staatlichen und sozialen Leben seiner Zeit die Notwendigkeit einer Umgestaltung. Ein furchtbarer Druck lag auf der gesamten Welt, hemmte die Entwicklung des Individuums wie der Völker, und rief jene furchtbare Staatsumwälzung hervor, die am Ende des vorigen Jahrhunderts Europa erschütterte und verwandelte. Unter diesem allgemeinen Druck, den seine freie Seele nicht ertragen konnte, und dem speziellen der württembergischen Militär-Disziplin, entstanden Schiller's *Räuber*, die in mannigfacher Beziehung mangelhafteste, aber auch genialste und kraftvollste seiner Schöpfungen, der glänzende Freibrief seiner geistigen Geburt. – Hier sucht die gefesselte Kraft Raum zur Ausdehnung und Entwicklung, schüttelt die erdrückende Last der Zeit mutvoll ab und sucht die Freiheit, die der gegebene Staat nicht gewährt, in den Wäldern, wo sie einen eigenen Staat gründet. Mit kecker Hand ergreift sie das Racheschwert des Verhängnisses und will Recht und Ausgleichung schaffen in der verdorbenen Welt. Wie eine Feuersäule flammt sie auf in trostloser Wüste und tausend Herzen hüpfen ihr entgegen, als der vermeinten Verkünderin eines neuen Tages. Ob diese Kraft auch Weg und Ziel verfehlte und deshalb untergehen *muß*, nachdem sie wie ein glänzender Meteor aufblitzte: sie erzwingt sich Bewunderung selbst auf dem Abwege des Verbrechens, und die Teilnahme folgt ihr in den Opfertod. Die Begeisterung, die die Räuber hervorriefen, die Ausartungen, die sie veranlaßt, und der Jubel, den sie noch heute erwecken in den Herzen der tatendurstigen, freiheitsmutigen Jugend, sind der glänzendste Beweis dafür, daß sie aus der Seele des Volkes stammten und ein Bedürfnis desselben aussprachen. Klarer in Erkenntnis der Ursache und der Mittel sind die folgenden Werke Schiller's. Die Quelle des Drucks, sie ist bezeichnet in *Kabale und Liebe*, der Weg zur Abhilfe angedeutet in *Fiesco*. Ja, nach den Riesenschritten, die wir gemacht seit einem halben Jahrhundert, dürfen wir es sagen: die Quelle des Drucks war das Verderben der damaligen Höfe. Es war wahr, was Ferdinand von Walter der Lady Milfort vorwirft, daß die Blüte eines Reichs vergeudet wurde für die Launen einer Favoritin; es war wahr, was der alte Kammerdiener derselben Lady vorwirft, daß Hunderte von Menschenseelen verschachert wurden, um mit diesem Blutgelde die Kosten eines Festes für diese Favoritin zu bestreiten. Ob auch

hier die Kämpfer untergehen in ihrem Streben, die Repräsentanten des Verderbens fallen mit, und es öffnet sich ein freier Raum für eine neue Schöpfung. Diese Schöpfung deutet Fiesco an; aber neben den staatlichen Formen der Zukunft zeigt uns Schiller's ahnende Seele auch den gefährlichsten Feind derselben, den maßlosen Ehrgeiz im freien Individuum! Wenige Jahre später büßte ein unglücklicher Fürst das Verderben der Höfe, das er nicht verschuldete; wenige Jahre später suchte ein großes entfesseltes Volk dasselbe Ziel, wie die Freunde Fiesco's, und wenige Jahre später fand ein glücklicher Fiesco keinen Verrina, der ihn in's Meer schleuderte, und er herrschte nicht nur über Genua, sondern über eine ganze gefesselte Welt. So innig hing Schiller's prophetischer Geist zusammen mit der Geschichte!

Und die Dinge erwartend, die da kommen *mußten*, versenkte sich Schiller in die Vergangenheit, dort den Schlüssel suchend zu den Rätseln der Zukunft. *Die Geschichte des Abfalls der Niederlande* und des *dreißigjährigen Kriegs*, in denen die Grazie der Poesie Hand in Hand geht mit dem Ernste der Historie, sind die schönen Früchte dieses Strebens. Die Größe seines Geistes offenbarten indessen *Maria Stuart*, *die Braut von Messina* und viele andere herrliche Dichtungen, bis es seine Seele drängte, auf's neue prophetisch einzugreifen in den Gang der Begebenheiten. Der allseitig hervortretenden Lauheit in der Verteidigung und Erhaltung der heiligsten Güter setzte er seine *Jungfrau von Orléans* entgegen, diese herrliche Apotheose der Vaterlandsliebe und ihrer Allmacht, selbst bei materieller Schwäche; dem wirren Treiben der Parteien, der unheilvollen Zersplitterung widerstrebte er in seinem *Wallenstein*, diesem Giganten, der mit starker Hand die widerstrebendsten Kräfte einte zu Einem hohen Zwecke, und der erst dann fiel, als er die Bahn seiner historischen Sendung frevelnd überschritt. So ist der Wallenstein zugleich eine ernste Mahnung und ein erhebendes Bild der deutschen Kraft in ihrer Einheit; wir fanden keinen in einer zwanzigjährigen Erniedrigung, und erst als wir des sterbenden Attinghaus mahnende Worte:

Seid einig, einig, einig!

und in die Seele gerufen, als wir Stauffacher's heren Ausspruch:

Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist uns das Schwert gegeben!

zur Tat gemacht, erstand das Vaterland aus seiner Schmach. Und heute wieder möchte jeder Deutsche mit Wallenstein rufen:

Es soll im Reiche keine fremde Macht uns Wurzel fassen und am wenigsten
Die Gallier sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsers deutschen Landes,
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen!

Das Wohl der Menschheit und die Interessen der Freiheit vertrat Schiller indessen in seinem *Don Karlos*, dem herrlichsten seiner Werke; Posa, dieser Träger und Erhalter einer heiligen Idee in trüber und finsterner Zeit, der mutige Vertreter derselben der übermächtigen Despotie gegenüber, ist ein hehres Musterbild bis zum Opfertode für alle Zeiten! Und sollte die Verzweigung Raum fassen im Herzen bei dem Anblicke, daß auch der Mutigste und Edelste fruchtlos unterliegt, so muß uns der *Tell*, Schiller's letztes und größtes Meisterwerk, erheben zu neuer Kraft und neuem Mute. Könnte die Welt zurücksinken in die Finsternis, könnte die schran-

kenlose Willkür von neuem Wurzel fassen und die Menschheit als ihr Spielwerk betrachten, könnte das freie Wort gänzlich unterdrückt und der göttliche Gedanke gehemmt werden in seinem ewigen Gange – an den *Tell* lehnt sich der Glaube, die Hoffnung und die zuversichtliche Bürgerschaft einer bessern Zeit.

Wie ein eherner Leuchtturm, erhellt von dem ewigen und heiligen Feuer der Vesta, erbaut auf den Zinnen eines Granitfelsens, ragt er hinaus in den Ozean der Geschichte, und wie auch die Wogen rasen, die Stürme brausen und schwarze Wolkenmassen den Himmel der Zukunft bedecken, er zeigt leuchtend dem vertrauenden und mutigen Schiffer das Ziel und den sichern Port. Beim Anblicke dieses Wirkens, verehrte Anwesende, wird das Fest unsers Gefeierten zugleich ein Fest des Vaterlandes, ein Fest der Menschheit, ein Fest der schönern, bessern Zukunft. Dieses Wirken macht ihn zum Idol für die edelsten Herzen, die ihre Kraft der Erstrebung einer schönern Zukunft widmen, erhebt ihn so unendlich über den großen Egoismus, der bei dem Weheruf und Freudenschrei des Vaterlandes nichts empfand – als *Unbequemlichkeit*. Deshalb drücken wir heute das Zeichen der Liebe, der Dankbarkeit und der unbegrenzten Verehrung, den Kranz, den die Welt ihm längst geweiht, auf sein edles Haupt, die Werkstätte der göttlichsten Gedanken, und deshalb rufen wir den deutschen Brüdern, die noch zurückstehen, in dieser erhebenden vaterländischen Feier begeistert zu:

„Ja feiert ihn, denn was dem Mann das Leben

Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!“¹

Der heutige Leser hat Mühe zu verstehen, worin das Innovatorische dieser Weise der Schiller-Rezeption bestand, das die Zeitgenossen so lebhaft empfanden, mit der uns Heutigen aber kaum noch eine *in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite* des Schillerschen Werks präsentiert wird. Als Robert Blum jedoch diese Rede im Leipziger Hotel de Pologne vor etwa 150 Zuhörern hielt, war dieser Akt von politischer Brisanz, der eines „Virtuosen der verkappten politischen Feste“² wohl bedurfte. Was sich hier vollzog, was der seit Beginn der Restaurationsepoche erstmalige Versuch der nicht spontanen, sondern geplanten Institutionalisierung politischer Öffentlichkeit im Sinne des uneingeschränkten Zutritts.

Bereits 1837 war es erstmals in Sachsen zu öffentlichen politischen Demonstrationen (aus Anlaß der Durchreise einiger der sieben in Göttingen entlassenen Professoren) gekommen. Blum hielt hierbei seine erste öffentliche Rede. Im gleichen Jahr hatte man in Leipzig den 205. Jahrestag der Schlacht bei Lützen mit der Einweihung eines Gustav-Adolph-Denkmal gefeiert. Etwa zur gleichen Zeit formierte sich erstmals die parlamentarische Opposition im Sächsischen Landtag auch im außerparlamentarischen Raum. Am 30.11.1840 informiert ein österreichischer Agentenbericht über eine „Kegelgesellschaft“, die seit längerem regelmäßig unter Vorsitz Blums oppositionelle Schriftsteller zur Feier historisch-politischer Gedenktage (des Bastillen-Sturms, des polnischen Aufstands) zusammenführe. Aus dem Kreis dieser Kegelgesellschaft konstituiert sich

eine Schriftsteller-Vereinigung, die sich zum Ziel setzt, vor allem die nicht-universitäre schriftstellerische Intelligenz Leipzigs zu organisieren. Unter der Leitung Blums, der Schriftsteller Heller, Kühne und Herloßson sowie des Dozenten für Neuere Geschichte, Eduard Burckhardt, versucht sie auf die Gestaltung der Gedenkfeier des Drucker- und Verlegergewerbes für Gutenberg Einfluß zu nehmen, um dieses Fest zu einer Demonstration gegen die Zensur zu benutzen. Der Plan gelingt nur teilweise und die Schriftstellervereinigung entwickelt sich später unter Vorsitz Heinrich Laubes, der sich nicht „unentwegt zu politischen Äußerungen“ gedrängt sehen mochte, eher zu einer berufsständischen Hilfsorganisation.

Was diese von Robert Blum entscheidend inaugurierten Aktivitäten von älteren organisatorischen Formen, in denen sich in gewissem Umfang ein politisches Raisonement der Bürger entwickelt hatte, von Liedertafeln und Schützenvereinen etwa, unterscheidet, ist die Tatsache, daß Blum sie von vornherein unter dem Gesichtspunkt der Agitation, der Politisierung bisher apolitisch sich verhaltender Bevölkerungsgruppen betrieb. Auf Anregung des badischen Liberalen J.A. v. Itzstein entwickelt Blum im Herbst 1840 die Konzeption einer jährlichen Schiller-Feier für Leipzig, die in ihrer prinzipiell universellen Zugänglichkeit selbst ein Politikum darstellen sollte.

„Wir reden in einem Saale vor Fünfhundert, ... feiern (im nächsten Jahr) ein öffentliches Fest und reden zu Fünftausend. Und wir veröffentlichen in beiden Fällen, was wir sprachen, durch die Presse und reden so zu 30 Millionen! Wir wecken in unserer nächsten Umgebung den Sinn für solche Versammlungen und Verhandlungen, wir stellen dem Volke ein Beispiel mehr hin, daß und warum man Schiller feiern solle, und geben doch vielleicht Anregung zur Nacheiferung“³.

Ganz in dieser Intention ersetzt Blum das aus Schriftstellern bestehende Vorbereitungsgremium durch ein Festkomitee, das breite Bevölkerungsschichten repräsentieren soll und neben Blum aus dem Theaterregisseur Düringer, dem Chemieprofessor Erdmann, dem Buchhändler Friese, dem Zollbeamten Götz, dem Messerschmied Löwe und dem für Zensurfragen zuständigen Stadtrat Seeburg besteht, welcher letzterer dann ironischerweise gezwungen wird, den Toast auf die freie Presse auszubringen. Ein geplanter „Prolog zu Schillers Räubern“ muß dem Zensor geopfert werden, dafür bleibt Blums Rede unbeschnitten, liegt uns heute aber in einer zensurierten Fassung vor.

Es ist in Berichten von Zeitgenossen vielfach belegt, daß es Blum gelang, die *deutschen Brüder, die noch zurückstehen*, nicht nur rhetorisch zu apostrophieren, sondern bisher unpolitische Schichten des handwerklichen Kleinbürgertums, der Handwerksgehlen und Arbeiter tatsächlich zu politisieren. Zwar wurde auch von dem großen Schillerfest in Stutt-

gart von 1839, das Blum zum Vorbild gedient hatte⁴, berichtet, daß eine „unübersehliche Menschenmenge“ auf den Beinen gewesen sei, daß es „das Volk“ gewesen sei, das hier feierte, „und um es noch deutlicher zu sagen, der dritte Stand, eben derjenige, welchen das 19. Jahrhundert zu seinem Rechte gebracht hat“. Auch hier war es „nicht die Kunstbegeisterung, sondern ein allgemein menschliches Interesse, der Drang nach geistiger Freiheit ...“, was in Schiller seinen Repräsentanten erkannte und seinen mächtigen Gehalt in die Verehrung des Dichters legte“⁵.

Auch hier weitete sich der Schillersche „Familienkreis ... zur gesamten Nation“. Aber es waren „geistige Taten“, die Ehre eines „geistigen Befreiers“, in denen sich die „Nation“ als geeinigt zeigte. Wenn die Berichte repräsentativ sind, dann war Stuttgart trotz Volksbelustigung, trotz Schillerbonbons, Schillergebäck und Schiller-Haarbürsten eine Feier der Ideologie. Es war der „Traum von der Feier der Welterlösung“ eines schon zu seinem Recht gebrachten Bürgertums. Der an der Theologie von D. Fr. Strauß orientierte und forciert vorgetragene „Kultus des Genius“ führte zwar prompt zum Zusammenstoß mit der orthodoxen Geistlichkeit, beinhaltete aber auf der anderen Seite einen Verlust an Teleologie und Zukunftsorientierung in den geschichtsphilosophischen Aussagen dieses Festes.

Die Absichten des Leipziger Festes waren andere. Daß es sich im Genua des „Fiesko“ um die *staatlichen Formen der Zukunft* handelte, dies war ein neuer Ton⁶. Die sich mit dem gemäßigt-konstitutionellen Regime in Sachsen durchaus abfindenden Liberal-Konservativen im Schiller-Verein, Heinrich Laube und Karl Biedermann etwa, schätzten es denn auch gar nicht, daß Schiller in dieser Weise „der Menge mundgerecht“ gemacht wurde. Wie diese Äußerung aber noch indirekt zu erkennen gibt, wird Blum nicht unterstellt, den Boden eines vorgängigen bildungsbürgerlichen Konsenses zu verlassen. Dies hat er in der Tat bis ins Jahr 1848 hinein vermieden, wie er überhaupt allem widerstrebte, das geeignet war, eine „Spaltung in das Lager der Opposition“ zu bringen.⁷

Auf der anderen Seite verzichtet Blum (zunächst) wenigstens bewußt darauf, einen in religiöser Hinsicht konfliktuösen Kultus des Genies zu betreiben, auch wenn dergleichen in der Wendung von Schillers Haupt als der *Werkstätte der göttlichsten Gedanken* deutlich genug anklingt. Man hat im Genie-Kultus der Schiller-Vereine und in solchen säkularisierten religiösen Formeln eine Tabuisierungsstrategie sehen wollen, die dazu dient, die eigenen Absichten und Ziele als allgemein verbindlich wertvoll auszugeben und dadurch zu legitimieren⁸. Das hat natürlich nur dort Zweck, wo der Kultus des Genies auf Akzeptabilität rechnen kann: im protestantischen Bildungsbürgertum, nicht aber bei den traditionell noch stark religiös gebundenen Kleinbürgerschichten. Auf deren Bünd-

nis mit dem Bildungsbürgertum ist aber gerade Blums Agitation gerichtet. Dies ist die konsequent hergestellte Basis, die den Theatersekretär Blum zu einer gewichtigen politischen Potenz in Sachsen werden läßt.

Die damit verbundenen politischen Intentionen sind nun offensichtlich für die Art der von Blum betriebenen Schiller-Rezeption bestimmend. Es ist –rezeptionsästhetisch gesprochen – nicht der Versuch, eine neue Rezeptionsweise durchzusetzen, sondern eine schon *vorzugsweise erkannte Seite*, eine schon etablierte Rezeptionsweise zusätzlich zu konkretisieren. Dies strukturiert fast alle Schiller-Reden Blums. Es ist keine Carmouflage, wenn Blum stets davon spricht, nur zu vollziehen, was ohnedies der Fall ist, den *Kranz aufzudrücken, den die Welt längst geweiht*. „Schiller hat die Jünglinge und Jungfrauen samt und sonders für sich, das flache Land, die Städte in den Provinzen, die Enthusiasten, die Reinen, denen nur das Reine rein ist“, urteilt Blums Freund, der Schriftsteller Hermann Marggraff 1938, „Goethe die Geistreichen, die über Vorurteile erhabene Gesellschaft ...; er hat für sich den Salon, das Katheder, das emanzipierte Sofa, die junge und alte Blüte der Hauptstädte“⁹. Und so muß auch Blum die Lizenz, unter deutlicher Anspielung auf Goethe den *Egoismus* der Bequemlichkeit anzuprangern, alsbald mit dem Zitat von Goethes „Epilog“ auf Schiller ausgleichen, freilich nicht ohne Goethes Worten ihrerseits eine sehr einsinnige Konkretion zu geben.

Es geht darum, wie Gutzkow bei einer Schiller-Rede in späteren Jahren sagte, daß „solche Festesworte“ „der dankbaren Erinnerung einen möglichst gemeinsamen Ausdruck geben,“¹⁰ nicht nur der *Erinnerung*, wie zu zeigen bleibt. Die rezeptionsästhetische Erwägung, daß es letztlich an der Beschaffenheit der Schillerschen Texte liegen muß, daß sie eine solche Rezeption in integrativer Absicht erlauben, ist den Rednern des Vereins selbst nicht fremd. Gutzkow spricht von der „zerronnenen Unbestimmtheit“¹¹ der Schillerschen Werke; Blum selbst meint, nur der könne wie Schiller zum Dichter des Volkes werden, der sich „zum veredelten Organe der Gesamtünsche und Gesamtbestrebungen seiner Zeit macht“¹². Den rhetorisch aufgenommenen Vorbehalt, man lege in Schiller hinein, was man in ihm finden wolle, wehrt er mit der nahezu zynischen Bemerkung ab, es sei umso „ehrvoller“, wenn Schiller das „Gute und Notwendige leistete ohne Reflexion und Vorbedacht“, denn dies erst sichere ihm die Unsterblichkeit. Dies ist aufschlußreich: Die Interessennahme, mit der die Rezeption erfolgt, unterstellt der Rezeptionsvorgabe einerseits die Qualität der Unbestimmtheit (dessen, *was* gut und notwendig ist), andererseits aber eine formal bleibende verpflichtende Norm (*überhaupt* gut und notwendig). Die in die Texte eingegangene – und in begleitenden Äußerungen ausgesprochene – Wirkungsintention Schillers bleibt absichtlich unberücksichtigt. Die Rezeption als eine in den Texten schon

antizipierte (in Gestalt des „immanenten“ Lesers/Rezipienten) normiert nicht die eigene Rezeption. Die Texte werden gar nicht als Rezeptions*vorgaben* behandelt, sondern als entfremdete und „absolut“ gewordene Kulturwerte, die gerade wegen ihrer Entfremdung das Rezeptionsinteresse zu rechtfertigen geeignet sind. Erst die zusätzliche Fiktionalisierung des Autors, die durch das Absehen von dem an einer bestimmten Rezeption interessierten realen Kommunikator Schiller zuwege gebracht wird, ermöglicht es, Schiller als *Muster und Vorbild für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft* auszugeben.

Darin ist angedeutet, worum es geht: Es soll für eine gemeinsame Gesamtpraxis 1.) eine historische Tradition gebildet werden, 2.) eine integrale Interpretation der gegenwärtigen Situation gegeben werden und 3.) ein Normenkonsens für diese Praxis herbeigeführt werden. In Blums Rede von 1847 wird es noch expliziter ausgesprochen:

„So knüpfen uns Schillers schöpferische Dichtungen mit den innigsten Banden an die Vergangenheit; so zeigen sie uns mit ehernem Finger die Bedürfnisse der Gegenwart und die hohen Pflichten, die wir zu erfüllen haben“¹³.

Alle drei Aspekte sind nicht unabhängig voneinander, sondern nur verschiedene Seiten dessen, was Blum die *historisch-prophetische Bedeutung* Schillers nennt, mit welcher Formulierung ja ganz offensichtlich die um ihrer beabsichtigten Wirkung willen ergriffene und empfohlene Rezeptionsweise formuliert wird. Der Sinn der Wortverbindung ist offenbar, daß das, was durch Schiller-Rezeption für die Zukunft zu gewinnen ist, wesentlich daran gebunden ist, daß es nicht als ein nur theoretisch Ausgesprochenes, sondern selbst in Praxis Verwirklichtes erscheint. Es gilt nicht einfach nur, aus Schillerschen Texten Normen zu rezipieren, sondern *Exempel verwirklichter Praxis*. Schiller ist selbst *Kämpfer für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit* – deswegen ist es nötig, den *Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit* zu betrachten. Man hat unserem obigen Befund entsprechend auch von soziologischer Seite darauf hingewiesen, daß im Kultus des Genius der Dichter in seiner eigenen Biographie gar nicht ernst genommen werde, daß sich an die Stelle der historischen Person eine fiktionale „Bezugsperson“¹⁴ schiebe, die lediglich dazu da sei, die Werte einer sozialen Gruppe zu repräsentieren und als tote Person nur umso besser dazu geeignet sei, da sie sich gegen die symbolische Repräsentation der Werte der Gruppe nicht mehr zur Wehr setzen könne. Auf jede historische Forschung, die diese Fiktion der Gruppe zu zerstören geeignet sei, reagiere die Gruppe deswegen allergisch¹⁵. Dies ist richtig, muß aber durch den Gesichtspunkt ergänzt werden, daß die Legitimierung eigener Handlungsziele einer Gruppe durch eine diesen Zielen entsprechende sekundäre Traditionsbildung entscheidend davon abhängt, daß die Differenz zwischen dem

fiktionalen Repräsentanten der eigenen Werte und ihrem Substrat in der historischen Wirklichkeit zumindest denen nicht erkennbar wird, die aus agitatorischen Gründen an die Identität von fiktionalen und realen Werten glauben sollen. Die eigenen Werte müssen als historisch schon inkarnierte zumindest erscheinen, damit sie den Charakter des nur Postulativen verlieren und als realisierbare glaubwürdig werden. Der vorgängigen Interpretiertheit dessen, was als Exempel in Erscheinung treten kann, entspricht die historische Beglaubigung aus zweiter Hand: es müssen eben Schillers leibliche Söhne und Enkel sein, die zu Denkmalsenthüllungen herbeigezerrt werden. Deswegen hält man auch Reden über Schillers Mutter. Blum bemüht sich gleich nach Gründung des Schiller-Vereins um eine Wiederauffindung der Behausung Schillers während dessen Aufenthalts in Leipzig. Bei der Enthüllung einer Gedenktafel an dem Haus erklärt er 1841, nachdem er über die Erhabenheit und Verehrungswürdigkeit Schillers gesprochen hat:

„Aber an dieser Stelle, in diesen beschränkten Umgebungen, die alle an das gewöhnliche Leben erinnern, fühlen wir es lebhafter als je: daß auch Schiller Mensch war wie wir; hier hat er gelebt und geatmet, hier ist er aus- und eingewandert, hier hat er... Hier also, wo Alles uns erinnert an die Menschlichkeit des unsterblichen Dichters und doch zugleich an sein schönes und großes Wirken, hier muß der ernste Wille, der Entschluß, ihm nachzueifern, seiner uns würdig zu machen, emporflammen in unsere Seele und zur Tat werden“¹⁶.

Schließlich erwirbt der Schiller-Verein einen alten Rock Schillers und stellt ihn aus; man tanzt. Auf den dagegen erhobenen Vorwurf des Fetischismus antwortet Blum mit der Erklärung, in solchen Vorhaltungen zeige sich nur der Ärger der Kritiker darüber, „daß die Völker nicht mehr tanzen wollen“ nach ihren traditionellen Melodien¹⁷. Hierum geht es in der Tat: Neustiftung konkurrierender Tradition. Der revolutionäre Kritiker der traditionellen Gesellschaft braucht nicht nur die Rechtfertigung seiner Normen aus der von Verflechtung ins Historische unbefleckten Sittlichkeit, er braucht auch das Exempel der Inkarnation des Reinen. Deswegen auch die ständige Rede von der Reinheit, Würde und Sittlichkeit der Schillerschen Dramenfiguren und ihres Dichters selbst.

Hinter den scheinbar nur historischen Aussagen über den Zusammenhang der Werke Schillers mit den *Ereignissen seiner Zeit* verbirgt sich aber zugleich eine zweite Seite in der Funktion des Exempels: Schiller als *Muster und Vorbild*, als *Leuchtturm* in dem *Ozean der Geschichte* hinstellen, heißt nicht nur ein Beispiel für etwas abstrakt schon Gewußtes geben. Die Funktion des Exempels ist es vielmehr, den Hörer durch die Betätigung seiner Urteilskraft über einen vorgelegten Fall zugleich zu einer Einsicht aufzufordern, die ihre unmittelbare Applikation auf die Interpretation der eigenen Situation mit sich führt. Dies ist auch der

Grund für die tiefe Zweideutigkeit des vorgelegten Redetextes, an der selbst die Zensurierung scheiterte: die *Notwendigkeit einer Umgestaltung*, der *furchtbare Druck*, die *Freiheit*, die *der gegebene Staat nicht gewährt*, das *Verderben der damaligen Höfe*, die Allmacht der Vaterlandsliebe *selbst bei materieller Schwäche*, u.a.m. – diese scheinbar rein historischen Aussagen sind zugleich Gegenwartsaussagen. Sie sind von sprachlichen Anweisungen begleitet, das Besondere des Falles auf die darin enthaltene normative Verbindlichkeit der Interpretation des Falles zu durchschauen: Der *allgemeine Druck* wird von dem *speziellen* in Württemberg unterschieden; der Jubel, den die „Räuber“ *noch heute erwecken*, kann ja unmöglich nur bedeuten, daß sie in der Vergangenheit einem *Bedürfnis entsprachen*; erst in der Anwendung auf Napoleon wird der „Fiesko“ zugleich zu einem belehrenden Modell für die *staatlichen Formen der Zukunft*.

Das Sprechen über Schillers Werke enthält auf einer zweiten Sprachebene einen Code der aufrührerischen Agitation, der „Wühlerei“ – wie Blum zu sagen liebte. Es ist Agitation im ursprünglichsten Wortsinn: ein In-Bewegung-Bringen der Reflexion über die Praktikabilität eines unbedingt Gebotenen. Jemand, der das Gebotene künnte, konnte den Code sehr wohl verstehen, hätte er auch keine Zeile von Schiller gelesen. Exempel „setzen“ – nach einer Definition Kants – „die Tunlichkeit dessen, was das Gesetz gebietet, außer Zweifel“¹⁸. Sie sichern seine Anwendbarkeit auf den eigenen Fall gegen anders geartete Situationsinterpretationen ab.

Freilich, was hier in seiner Anwendbarkeit außer Zweifel gesetzt werden soll, ist nicht ein positives Gesetz, sondern sind Schemata und Abläufe zukünftigen Handelns. Dies ist die dritte Seite an der von Blum verfolgten Rezeptionsweise Schillers und seiner Werke: die der Belehrung über *keckes* und daher flasches revolutionäres Verhalten, über *Erkenntnis der Ursachen und Mittel*, über die *Quelle des Drucks* und den *Weg zur Abhilfe*, über die *staatlichen Formen der Zukunft* und deren Gefährdung. Schillers Dramen sind in der Abfolge ihrer Entstehung ein Exempel der Konsequenz, welche eine Revolutionstheorie nötig hat. Gewiß beinhaltet diese Interpretation die Empfehlung einer Rezeptionsweise. Aber letztlich geht es nicht um einen Hinweis auf Möglichkeiten zur theoretischen Verständigung über moralisch-politische Normen, nicht abstrakte Erörterung ist der Zweck des Exempels, sondern die Aufforderung, das Erforderliche und Gebotene in Beziehung zu setzen zur eigenen Situation. Nicht ein Modell zur Anwendung wird angeboten, sondern eine Aufmunterung zur selbstverantworteten, aber konsenshaften Nachfolge. Die Orientierung am poetischen Exempel bezweckt das genaue Gegenteil von bloßer Übernahme und Fortsetzung irgendwelcher Traditionen.

Wie unmittelbar auf konsenshafte Praxis abgehoben wird, zeigt dies:

1840 war es zu einer antifranzösischen nationalistischen Welle in Deutschland gekommen, nachdem französische Angriffspläne bekannt wurden. An diesem „Wacht am Rhein“-Taumel hatten sich gerade auch führende Mitglieder des Schiller-Vereins beteiligt. Blum hielt eine antifranzösische Wendung des deutschen Nationalismus wegen der fortgeschrittenen demokratischen Entwicklung in Frankreich für verhängnisvoll, suchte in seiner publizistischen Tätigkeit dagegen zu opponieren, um dem Freiheitsprinzip wieder Vorrang vor dem Nationalstaatsprinzip zu geben. Aus diesem Zusammenhang wird verständlich, weshalb er in seiner Rede „Die Jungfrau von Orleans“, „Wallenstein“ und „Don Carlos“ außerhalb der chronologischen Abfolge erwähnt. Die Interessen der mehr „national-liberal“ gesonnenen Mitglieder kommen voll zur Geltung, werden aber relativiert durch Überbietung:

„Das Wohl der Menschheit und die Interessen der Freiheit vertrat Schiller *indessen* in seinem Don Karlos, dem herrlichsten seiner Werke. Und Posa ist Musterbild für *alle* Zeiten.“

Eng verbunden mit der Exempel-Funktion ist nun ein weiterer Aspekt der von ihm verfolgten Rezeptionsweise, nämlich das Interesse an einer emotiven Wirkung der Rezeption. Wir wollen dies das homiletische Interesse nennen. Es gilt, der *Verzweiflung* zu wehren, *Kraft* und *Mut* zu spenden, Glaube, Hoffnung und *zuversichtliche Bürgschaft einer besseren Zeit* zu gewähren. Schiller stellt nicht nur Recht und Freiheit dar, sondern malt sie – wie es in einer späteren Rede heißt – „mit hinreißender Begeisterung“, er lenkt „uns“ „mit zauberischer Allgewalt“¹⁹. Er hat „Jubel und Freude, Schmerz und Entrüstung, Muth und Ausdauer, Duldung und Ergebung, Kraft und Begeisterung, Mäßigung und Klugheit in unsere Seelen gehaucht“²⁰.

Die Rezeption Schillerscher Werke verspricht die Befriedigung affektiver Bedürfnisse, so scheint es. Haben wir es hier mit Aussagen über textuelle Wirkfaktoren zu tun? – Wir glauben es nicht. Was ihn *mit tausend Liebesbanden festkettet an die Herzen seiner Nation*, das kommt wohl weniger durch textuelle Wirkfaktoren als vielmehr durch die rezipientellen zustande. Es sind Hypostasierungen der emotional erlebten Gemeinschaft der sozialen Gruppe der Gleichstrebenden. Auch wenn es über den Zweck des Leipziger Schiller-Vereins in den Statuten vergleichsweise prosaisch heißt, er bestehe darin, „die Wirksamkeit der deutschen klassischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten und insbesondere das Andenken Schillers zu feiern“²¹, so ist das Interesse an der homiletischen Wirkung der Rezeption wie der Feiern selbst sicher der weit wichtigere Zweck gewesen. Schiller-Vereine und Schiller-Feiern waren vornehmlich nicht zweckrationale Institutionen, sondern emotionale Vergemeinschaftungen im Sinne Max Webers. Und die *Liebe, Dank-*

barkeit und unbegrenzte Verehrung gelten Schiller nur insoweit, als er *Idol für die edelsten Herzen* nämlich symbolischer Repräsentant eigener Normen und Handlungsziele ist. Hieraus erst resultiert der Verpflichtungscharakter, der von den Rednern betont wird: „Wir dürfen nicht allein, wir müssen ihn verehren“. Die homiletische Rezeption bezweckt aber nicht nur eine emotionale Gruppenstabilisierung mit bloßer Schutzfunktion nach außen, sie ist vielmehr zugleich eine einer „Öffentlichkeit“ angesonnene und zugemutete Affektbesetzung. „Du treues, deutsches Volk wirst Deinen Schiller nie vergessen – denn solchen Undank kennt der Deutsche nicht“²². Doch dies ist 1855 geschrieben – und hier mag schon etwas von der Unlust heutiger Gedenkfeiern anklingen. Im Vormärz klingt es in den Festberichten ganz anders; die Lustbarkeit ist wesentlicher Bestandteil des Festes; die Aufforderung zu konsenshafter Praxis wäre nichts ohne das Versprechen des Lustgewinnes. Exempelstruktur und homiletische Funktion gehören zusammen. Befindlichkeiten lassen sich kaum genau rekonstruieren man kann nur ihren Ausdruck auf seine Glaubwürdigkeit prüfen. Über den Augenblick der Denkmalsent-hüllung in Stuttgart wird berichtet:

„Sehet da ein Volk die Häupter entblößen! Aus tiefem Schweigen bricht ein donnernder Jubelruf hervor, Instrumente und Stimmen wetteifern im Jauchzen; in diesem trunkenen Aufschwung eines gesitteten Volkes feiert die Menschheit sich selbst...“²³.

Aber das latent Unpolitische, bloß Entlastende solcher Feste wird zugleich deutlich, wenn es weiter heißt:

„Es war ... nur *eine* Empfindung herrschend und in diese alle besonderen Reflexionen, Erinnerungen, Wünsche und Träume zerflossen“²⁴.

Auch dies war in Leipzig – allem Anschein nach – anders. Blum behielt nicht nur das „Daß“, sondern auch das „Warum“ der Feiern im Auge. Den politischen Intentionen der Feste entspricht der Zumutungscharakter der Affektbeziehungen. Es bedarf nicht nur des Einwilligens in eine emotionale Gemeinschaftserfahrung, sondern auch des öffentlichen Bekenntnisses der Affektbeziehungen. Gustav Kühne, ein weiteres prominentes Mitglied des Vereins, dichtet:

„Und wo die Mutter Gottes
sonst pflegt im Schrein zu steh'n,
Da laßt vor aller Augen
uns Schillers Büste seh'n“²⁵.

Fragt man schließlich, warum es denn überhaupt ein Dichter und näherhin dessen fiktionale Texte waren, die hier einer Rezeptionsweise dienen oder botmäßig gemacht wurden, welcher es auf Exempel für das politische Raisonement und auf die symbolische Repräsentation von Handlungsnormen und emotionalen Gemeinschaftswerten ankam, so ist darauf

wohl nur eine sozialgeschichtliche Antwort möglich. Es ist – in anderer Formulierung – die Frage danach, warum für das revolutionäre Bürgertum ein realpolitisches Paradigma des eigenen Handelns nicht zur Verfügung stand oder nicht zur Verfügung zu stehen schien. Dieses Paradigma konnte nur die Französische Revolution von 1789 sein. Aber wegen des Rückstandes der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland war es zu einer ideologischen Bereitschaft, ihre Handlungsmuster zu übernehmen nicht gekommen. Kant, der als einer der wenigen an seiner positiven Einstellung zur Französischen Revolution nicht wankend wurde, äußerte sich 1798 im „Streit der Fakultäten“ dazu:

„Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohlthätiger Mensch sie, wenn er sie zum zweitenmale unternehmend glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nie beschließen würde, – diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine *Teilnehmung* dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Äußerung selbst noch mit Gefahr verbunden war, die also keine andere als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann“²⁶.

Die auf das abstrakte Individuum gestellte Autonomie der Sittlichkeit führte zwar die Ablehnbarkeit einer Bestimmung des Handelns aus bloß traditionellen, wegen ihrer Institutionalisierung schon Geltung beanspruchenden Bestimmungsgründen mit sich, mußte aber auf der anderen Seite auch wirklich revolutionäre Praxis eines jeden Paradigmas berauben, wenn sie – wie es weithin geschah – zur Ethik des Kleinbürgertums wurde. Ein so entschiedener Revolutionär wie Robert Blum vermochte im Jakobinismus trotz aller Anerkennung seiner „furchtbaren Größe“ letztlich nur „blutige Verirrungen“²⁷ zu erblicken. Da aber der Mensch – um nochmals mit Kant zu sprechen – „ohne etwas, was er zum Beispiel im Erfahrungsfalle machen könnte, bei der Hand zu haben, dem Gesetz seiner praktischen Vernunft nicht den Gebrauch in der Anwendung verschaffen“²⁸ kann, bedurfte es eines Exempels, bei welchem die Reinheit der durch nichts Heteronomes bestimmten Sittlichkeit sich als solche verwirklicht zeigte. Solche Exempel pflegen fiktional zu sein. So ist es am Ende erklärlich, daß die politischen Rezeptionsinteressen kleinbürgerlicher Revolutionäre sich auf Texte eines Dichters richten konnten, zu dessen ästhetischen Grundüberzeugungen es gehörte, daß nur in der Kunst Freiheit in die Erscheinung treten könne.

Es liegt eine merkwürdige Symbolik darin, daß Robert Blum an dem Tag, als er sich – zu spät und ohne Hoffnung – in Wien den Revolutionsstreitkräften zur Verfügung stellte, eigentlich in Leipzig erwartet wurde – zur Schiller-Feier.

Es gibt keinen Sinn, die politische Schiller-Rezeption als eine ästhetisch und literarisch nicht belangvolle zu kritisieren. Freilich feierte man ein „politisches Fest“, man tat es im Bewußtsein, daß nicht „alles vor dem Richterstuhl der ästhetischen Kritik“³⁰ bestehen könne und daß gegen das ästhetische Urteil „schwer anzukämpfen“ sei. Derartige Äußerungen stehen im Kontext der Kunstauffassung des Jungen Deutschland, das ja auch mit dem Widerspruch gegen die Kunstauffassung der „Kunstperiode“ (Heine) nicht das Ende aller Poesie einleiten wollte. Freilich eine Funktionsbestimmung von Kunst, die der klassischen Ästhetik entspräche, liegt der Schiller-Rezeption nicht zugrunde. Schiller sei nicht geeignet für die „ästhetischen Kleinmeister“ und die „lüsternen Kunstjünger, die in der Seele vor ihm erschrecken“, weil er ihre „konventionellen Schonungen und Gehege durchbreche“, schreibt Menzel tonangebend. Man kann solche Äußerungen auch als den sehr begründbaren Widerspruch gegen die Trennung von Ästhetik und Ethik lesen. Will man der neuesten Arbeit über die Wirkungsgeschichte Schillers Glauben schenken, dann freilich hat es im frühen 19. Jahrhundert mit der einen Ausnahme Wilhelm von Humboldts überhaupt keine „sachgerechte Deutung“ des Schillerschen Werks gegeben, die sein Werk „als ein trotz allem eigengesetzliches Gebilde in bruchloser Einheit gesehen“³² hätte. Im Sinne einer dogmatischen Kunstauffassung handelt es sich nicht um eine „ästhetische Rezeption“.

Die politische Schiller-Rezeption ist in mindestens zweierlei Hinsicht zugleich ästhetisch:

Sie setzt die Fiktionalität der Rezeptionsvorgabe entscheidend voraus und zweitens: sie ist wie alles Lernen aus geschichtlicher Erfahrung mit ihrer Exempel-Struktur auf ein reflektierendes Beurteilen anstatt eines theoriegeleiteten Klassifizierens von Situationen angewiesen. Diese Reflexion über die Situationsinterpretation, die im konkreten Fall gegen alle vermeintlichen Besonderheiten anzunehmen ist, hat eine vortheoretische und latent – verführerisch oder homiletisch – ästhetische Seite. „Ästhetisch“ in dem Sinne, daß es sich bei der auf das Exempel ausgerichteten Rezeptionsweise um ein – auch für die Handlungsschemata untersuchende Rezeptionsästhetik belangvolles – Schema von großer lebensweltlicher Relevanz handelt, ob nun die Rezeptionsvorgabe ein „Kunstwerk“ ist oder nicht.

- 1 Vgl. H. U. Gumbrecht, Literaturverzeichnis Nr. (= Lit.) 28, S. 49.
- 2 I. Kant, Kritik der Urteilskraft, § 49.
- 3 G. W. F. Hegel, Ästhetik, hg. Bassenge, Bd I, Berlin/Weimar 1965, S. 259.
- 4 ebd., S. 27.
- 5 W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk, Bern ¹1962, S. 12.
- 6 Erich Köhler, Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung, Tübingen 1956; Erich Auerbach, Das französische Publikum des 17. Jahrhunderts, München 1933; Heinrich H. Houben, Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart, Berlin 1924, Bremen 1928; Levin L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung, Leipzig/Berlin 1931; Lucien Goldmann, Soziologie des modernen Romans (1964). Neuwied 1970. Mehring: Lit. 15; Escarpit: Lit. 36.
- 7 Vgl. Lit. 1.
- 8 W. Kayser, Das literarische Leben der Gegenwart, in: Deutsche Literatur in unserer Zeit, Göttingen ³1961, S. 5-31, bes. 8 ff.
- 9 H. R. Jaub. Lit. 8, S. 154.
- 10 ebd., S. 170.
- 11 ebd., S. 186.
- 12 Vgl. ebd., bes. Kap. VII, S. 173 ff.
- 13 ebd., S. 189.
- 14 Franz Kafka, „Kleine Fabel“; in: F. K., Sämtliche Erzählungen, hg. P. Raabe, Frankfurt/M. 1972 (Fischer Tb.), S. 320. Der Autor war von uns nicht angegeben worden.
- 15 Vgl. hierzu N. Mecklenburg/H. Müller, Erkenntnisinteresse und Literaturwissenschaft, Stuttgart u. a. (Urban Tb.), 1974, S. 78-81.
- 16 Die Termini „Rezeptionsvorgabe“, „Rezeptionsweise“ und „Rezeptionsbedingung“ übernehmen wir von M. Naumann, Literatur und Probleme ihrer Rezeption (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 215-237; vgl. auch Lit. 30, S. 83-97.
- 17 Vgl. die neueste Interpretation: H.-C. Graf v. Nayhauss, Franz Kafkas „Kleine Fabel“, Wirkendes Wort 24 (1974), S. 240-250. Graf von Nayhauss greift für seine Interpretation, die er gegen die falschen, gängigen der Fachwissenschaft und Fachdidaktik hält, auf die literatur- und sprachtheoretischen Überlegungen Kafkas zurück, die ihrerseits zeitypisch seien. Dieser Rückgriff auf den Autor schützt jedoch keinesfalls vor jener interpretativen Ausbeute, die von Nayhauss anderen Deutungen vorwirft; auch er „beutet“ in prinzipiell vergleichbarer Weise aus, wenn er etwa über die Lehre der Katze den rein interpretativen Satz spricht: „Sie ist aus der Perspektive einer von Katzen bestimmten Welt gesprochen, die den Mäusen keinen Raum läßt.“ (S. 242) Graf von Nayhauss kann allenfalls behaupten, daß es sinnvoll sei, auf Kafkas theoretische Überlegungen zurückzugreifen. Dies hindert aber z. B. nicht daran, den Text in ganz anderer Weise biographisch zu deuten; etwa so wie es J. Demmer (F. Kafka. Der Dichter der Selbstreflexion, München 1973) in anderem Zusammenhang vorschlägt, nämlich als Ausdruck einer bestimmten biographischen Situation, wobei mit Autor-Zitaten auch nicht gespart werden braucht. Zu weiteren Interpretationen vgl. neben der bei von Nayhauss angegebenen Literatur u. a.: K.-H. Fingerhut, Die Funktion der Tierfiguren im Werke F.

Kafkas, Bonn 1969, S. 171-180; J. Kobs, F. Kafka, Bad Homburg 1970, S. 527-528.

- 18 Hierzu zuletzt: H. Eggert/H. C. Berg/M. Rutschky, Lit. 21, S. 274 f.

TEIL II

- 1 Interpretationsbeispiele zum „Wilhelm Tell“ sind leicht greifbar in: Erläuterungen und Dokumente. Friedrich Schiller, Wilhelm Tell, Stuttgart 1969 (Reclam UB 8102). In der für Schulzwecke bestimmten Auslegung von Gustav Kettner (Schillers „Wilhelm Tell“, Berlin 1909) heißt es: „Wir vermissen die starke, überragende Persönlichkeit, die den unklaren und schwankenden Willen der Vielen einheitlich zusammenfaßt und rasch entschlossen zur entscheidenden Tat lenkt. ... Erst durch die Tat Tells und das Eingreifen des neuen Lehnsherrn soll nach Schillers ... Darstellung die Erhebung in ganz anderer Weise, als es geplant war, zur Ausführung gelangen“ (S. 102). Auch W. Muschg sieht 1959 hierin „eine Wendung, die wir heute, wo das Verhältnis zwischen Individuum und Staat auch in der Demokratie wieder ein Problem ist, als genial empfinden“ (Schiller. Die Tragödie der Freiheit, in: B. Zeller (Hg.), Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959, Stuttgart 1961, S. 237; zit. auch in: Erläuterungen und Dokumente, a.a.O., S. 106 f.).
- 1a „Wissenschaftliche“ Interpretationen pflegen sich nicht durch einen Verzicht auf solche Vereinheitlichung auszuzeichnen. Jedoch wird in ihnen häufig der Widerstand des Textes gegen eine auf Konsistenz gerichtete Leseweise mit einem Mittel überwunden, das man den „interpretatorischen Optativ“ nennen könnte. So ist z. B. Georg Witkowski (Zur Jahrhundertfeier von „Wilhelm Tell“, in: G. W., Miniaturen, Leipzig 1922, S. 185-199) der Meinung, das Drama erschliefe sich als Freiheitsdrama, „sobald das Schweizervolk als der Held betrachtet wird“, findet es auf der anderen Seite aber „schade, daß Schiller dieses Schauspiel nach Wilhelm Tell benannt hat“. Berthold Litzmann (Zur Jahrhundertfeier von Schillers „Wilhelm Tell“, Deutschland, Bd. 2 (1904), S. 304-318) sieht auch das Schweizervolk als eigentlichen Helden an, wünscht ihm aber in Tell einen weniger reflektierenden Führer: „Wenn Schiller den Mut gehabt hätte, seinen Tell ... resolut vorgehen zu lassen..., es wäre wohl nicht nur vom künstlerischen und sittlichen Standpunkt aus das Richtigere, sondern auch das Wirksamere gewesen“. Kettner (a.a.O.), demzufolge alles auf die Notwendigkeit des starken Führers zulaufe, gesteht doch, daß die Verbindung der Handlungsstränge „leider“ „rein theatralisch“ sei. Theodor Curti (Schillers Freiheitsdichtung. Wilhelm Tell, Festvortrag gehalten bei der Schillerfeier des Frankfurter Demokratischen Vereins den 6. Mai 1905, Frankfurt/M. 1905) feiert „in diesem unseren Zirkel“ „Tell“ als „demokratisches Drama“, findet es aber ebenfalls „zweifellos befremdlich, daß Tell nicht im Mittelpunkt des Ganzen stehe, tut dies aber als eine „Kontroverse der Ästhetik“ ab. Das Interesse, von dem die Konsistenzherstellung geleitet wird, ist offenkundig; es wäre deswegen falsch, in solchen interpretatorischen Optativen ästhetische Wertungen zu vermuten. Sie werden erst durch das Interesse an der Legitimierung der eigenen interpretatorischen Aneignung hervorgebracht.
- 2 G. Wienold, Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte. Lit. 14, S. 97-134, bes. S. 129-132.

- 3 Wir vernachlässigen hier, worauf es im Zusammenhang unserer Argumentation nicht ankommt: daß nämlich auch rezeptionsästhetisch orientierte Texttheorien die Rezeptionsbedingungen beim Rezipienten einbeziehen wollen. Die Form der Aussage ist dann so: Eine Textbeschaffenheit T_1 hat eine Wirkung der Art *entweder* W_1 , wenn Rezeptionsbedingungen der Art B_1 gegeben sind, *oder* W_2 , wenn B_2 gegeben ist, *oder* W_n , wenn B_n gegeben ist (wobei wir hier schon „Rezeptionsbedingung“ als summarischen Oberbegriff für alle möglichen Bedingungen, also auch Rezeptionsweisen, verwendet haben). Es ist mehr als fraglich, ob sich im je individuellen Fall die vorliegenden Bedingungen auf seiten des Rezipienten auf eine einigermaßen begrenzte Anzahl von Typen eingrenzen lassen; auf dieses Argument soll es aber hier nicht ankommen.
- 4 In Anschluß an M. Weber versteht man unter „sinnorientiertem“ oder „intentionalem“ Handeln ein an „Zielen“ oder „Motiven“ ausgerichtetes, im je konkreten Fall einzelne „Zwecke“ verfolgendes Tun oder Unterlassen, das Objektivierung sozialisierter Individuen und weder bloß reaktiv (physiologische Reize) noch bloß „ereignishaft“ ist (wie der Zusammenprall zweier Radfahrer). Solches Handeln *kann* ins Bewußtsein erhoben werden („Reflexivität“) und also zum Gegenstand von Überlegungen der Handelnden selbst werden. Selbstverständlich ist damit lediglich die prinzipielle Struktur von Handeln in einem sehr weiten Sinne umschrieben. Im einzelnen mag der jeweils Handelnde durchaus, wenn er etwa zu einem Buch greift oder es zuschlägt, nicht das „Gefühl“ haben, „sinnorientiert“, „intentional“ und nach „Zwecken“ handelnd zu verfahren. Insofern handelt es sich bei dem Ausgehen von einem solchen Handlungsbegriff keineswegs um eine „rationalistische“ Reduktion menschlichen Verhaltens (wie gerne vermeint wird), sondern um eine rationale Rekonstruktion menschlichen Verhaltens.

Vgl. hierzu:

- Jürgen Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Phil. Rundschau, Beiheft 5, Tübingen 1965, bes. I, 4, S. 58-79; Helmut Girndt, Das soziale Handeln als Grundkategorie erfahrungswissenschaftlicher Soziologie, Tübingen 1967; H. Haferkamp, Soziologie als Handlungstheorie, Düsseldorf 1971. Zur Unterscheidung von Ursache-Wirkung-Systemen von intentionalem Handeln vgl. Georg von Wright, Erklären und Verstehen, Frankfurt/M. 1974; ders., Norm and Action, London 1963; G. E. M. Anscombe, Intention, Oxford 1957.
- 5 Naumann, Lit. 24, S. 229; Jauß, Lit. 18, S. 32-36.
- 6 Mandelkow, Lit. 35, S. 380.
- 7 Die Sachlage wird noch dadurch kompliziert, daß das Wort „Wirkung“ außer der von uns vorgeschlagenen Bedeutung des Endzustandes eines durch eine Rezeptionshandlung in Gang gebrachten Prozesses im Leser auch noch das Gesamtergebnis des Rezeptionsvorgangs, einschließlich etwaiger Folgehandlungen des Rezipienten, bezeichnen soll, also nicht nur etwaige spontane psychische oder somatische Reaktionen, sondern auch noch das Ergebnis weiterer intentionaler Handlungen; dies ohne Unterschied, ob in sie die vorige Rezeption als Legitimationsgrund einer Handlungsorientierung oder als bloß kausal wirkender Faktor eingegangen ist. Diese vielfache und unklare Verwendung des Ter-

- minus „Wirkung“ liegt auch bei den Autoren vor, die doch einen Definitionsvorschlag (Wirkung als Steuerung durch den Text) machen. Vgl. Naumann, Lit. 24, S. 229, 236; Jauß, Lit. 18, S. 33).
- 8 Insofern mehrere Rezipienten gleich geartete Erwartungen haben, kann man auch mit Jauß (Lit. 8, S. 173-177) von einem *Erwartungshorizont* sprechen.

TEIL III

- 1 Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 fünfzig Jahre nach dem Tode Schillers hrsg. vom Schiller-Verein zu Leipzig, Leipzig 1855, S. 4 ff.; im folg. zit. als „Gedenkbuch“.
- 2 Siegfried Schmidt, Robert Blum, Weimar 1971, S. 34.
- 3 Karl Glossy, Lit. Geheimberichte aus dem Vormärz, Teil I, Jb. der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 21 (1912), S. 189.
- 4 Brief vom 27. 10. 1840, zitiert nach Schmidt, a.a.O., S. 53.
- 5 Der Bericht darüber von Chr. Reinh. Köstlin in: Hallische Jbb. für deutsche Wissenschaft und Kunst, hg. von Echtermeyer und Ruge, 1839; wiederabgedruckt in: Norbert Oellers (Hg.), Schiller – Zeitgenosse aller Epochen, Bd. 1, Frankfurt/M. 1970, S. 347-361.
- 6 1846 äußert sich Blum zum „Fiesko“ noch unumwundener: „Die blutige Geschichte Fieskos und die wüste Umwälzung eines kleinen Herzogthums würden die gebildete Welt nicht dauernd anziehen, wenn nicht das erhebende Bestreben die bürgerlichen Freiheiten zu begründen, damit Hand in Hand ging“ (Gedenkbuch, S. 117).
- 7 Brief vom 21. 3. 1843, zit. nach Schmidt, a.a.O., S. 51.
- 8 Vgl. dazu: Axel Gehring, Genie und Verehrergemeinde, Bonn 1968, bes. S. 91 ff.
- 9 Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche, Leipzig 1839, S. 77.
- 10 Gedenkbuch, S. 162.
- 11 Ebd., S. 164.
- 12 Ebd., S. 31.
- 13 Ebd., S. 119.
- 14 Gehring, a.a.O., S. 62 ff. Vorsichtigerweise wäre im Sinne der Bezugsgruppentheorie (von R. Merton, Social Theory and Social Structure, Glencoe 1957) wohl von Rollen-Modell zu sprechen, da es sich kaum um eine Orientierung des Gesamtverhaltens der Rezipienten an Schiller handeln dürfte.
- 15 W. Menzel spricht z. B. von „Profanation“, Chr. D. Grabbe von „Hemdausziehereien“ als es 1830 durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller zu genauerer biographischer Detailkenntnis kommt.
- 16 Gedenkbuch, S. 26 f.
- 17 Ebd., S. 17.
- 18 I. Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Akademie-Ausgabe, I, IV, S. 409. Die Analyse orientiert sich an: GüntherBuck, Kants Lehre vom Exempel, Archiv für Begriffsgeschichte, 11 (1967), S. 148-183.
- 19 Gedenkbuch, S. 47.
- 20 Ebd., S. 48.
- 21 Ebd., S. IX.

- 22 Ebd., S. XI.
- 23 Oellers, a.a.O., S. 350.
- 24 Ebd., S. 355.
- 25 Gedenkbuch, S. 65.
- 26 „Der Streit der Fakultäten“, Akademie-Ausgabe, I, VII, S. 85.
- 27 Volksrümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik. Ein Staatslexikon für das Volk, hg. von R. Blum, Artikel „Jakobiner“, Bd. I, Leipzig 1848, S. 489 f.
- 28 Kritik der Praktischen Vernunft, Akademie-Ausgabe, I, V, S. 70.
- 29 Gedenkbuch, S. 31.
- 30 Ebd., S. 165.
- 31 W. Menzel, Die Deutsche Literatur, Stuttgart 1828, II, S. 130. Vgl. im übrigen auch: W. Dietze, Junges Deutschland und deutsche Klassik, Berlin 31961.
- 32 Norbert Oellers, Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod 1805-1832, Bonn 1967, S. 212.

Literaturverzeichnis

(Mit dieser Auswahl wollen wir grob sortierte Empfehlungen für eine erste Orientierung geben. Die mit * versehenen Titel bieten besonders reiche bibliographische Hinweise).

I. Sammelwerke

- 1 * Alfred Clemens Baumgärtner (Hg.), Lesen. Ein Handbuch, Hamburg 1973.
- 2 Jürgen Kolbe (Hg.), Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973 (Reihe Hanser).
- 3 Wilhelm Dehn (Hg.), Ästhetische Erfahrung und literarisches Lernen, Frankfurt a. M., 1974 (FAT).
- 4 * Peter Uwe Hohendahl (Hg.), Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung, Frankfurt/M. 1974 (FAT).
- 5 Walter Müller-Seidel (Hg.), Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974.

II. Das Problem der Rezeption und das Problem der Literaturgeschichtsschreibung

- 6 Martin Greiner, Literatur und Gesellschaft (1957), jetzt in: V. Žmegač, Methoden der dt. Literaturwiss., Frankfurt/M. 1971, S. 225-234.
- 7 Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen 21965.
- 8 Hans Robert Jauß, Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt/M. 1970 (Edition Suhrkamp; der Titelaufsatz erschien 1967).
- 9 Karl Robert Mandelkow, Probleme der Wirkungsgeschichte (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 82-96.
- 10 Bernd J. Warneken, Zu H. R. Jauß' Programm einer Rezeptionsästhetik (1972), zuletzt in: Lit. 4, S. 290-296.

- 11 Eberhard Lämmert, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand, in: Lit. 2, S. 160-173.
- 12 Robert Weimann, „Rezeptionsästhetik“ und die Krise der Literaturgeschichte, Weimarer Beiträge 19 (1973), H. 8, S. 5-33.
- 13 Gert Mattenklott/Klaus R. Scherpe, Aspekte einer sozialgeschichtlich fundierten Literaturgeschichte, in: Lit. 5, S. 247-258.
- 14 Götz Wienold, Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte, in: Lit. 4, S. 97-134.

III. Beispiele für Untersuchungen historischer und gegenwärtiger Rezeptionen von Literatur

- 15 Franz Mehring, Die Lessing-Legende. Eine Rettung (1982), zuletzt in: F. M., Ges. Schriften, Bd. 9 (hg. H. Koch), Berlin 1963.
- 16 Eberhard Lämmert, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen. Überlegungen zur Wirkungsgeschichte seiner Dichtung, in: H. Steffen (Hrg.), Die deutsche Romantik, Göttingen 1967, S. 219-252.
- 17 Klaus R. Scherpe, Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1970.
- 18 * Hans Robert Jauß, Racines und Goethes Iphigenie. Mit einem Nachwort über die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, Neue Hefte f. Philosophie, H. 4 (1973), S. 1-46.
- 19 Wolfram Mauser e. a., Text und Rezeption. Wirkungsanalyse zeitg. Lyrik am Beispiel des Gedichtes „Fadensonnen“ von P. Celan, Frankfurt/M. 1972.
- 20 Heinz Hillmann, Rezeption – empirisch, in: Lit. 5, S. 433-449; Lit. 3, S. 219-237.
- 21 Hartmut Eggert/Hans C. Berg/Michael Rutschky, Literaturrezeption von Schülern als Problem der Literaturdidaktik, in: Lit. 3, S. 267-298.

IV. Das Problem der Rezeption in literaturtheoretischer Sicht

- 22 Roman Ingarden, Das literarische Kunstwerk (1931), Tübingen 31965.
- 23 Wolfgang Iser, Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa, Konstanz 1970.
- 24 Manfred Naumann, Literatur und Probleme ihrer Rezeption (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 215-237.
- 25 Hans Günther, Grundbegriffe der Rezeptions- und Wirkungsanalyse im tschechischen Strukturalismus, Poetica 4 (1971), H. 2, S. 224-243.
- 26 Horst Turk, Literatur und Praxis. Versuch über eine Theorie der literarischen Wirkung, in: Fragen der Germanistik, München 1971, S. 96-129.
- 27 Wolfgang Iser, Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett, München 1972.
- 28 Hans Ulrich Gumbrecht, Soziologie und Rezeptionsästhetik, in: Lit. 2, S. 48-74.
- 29 Gunter Martens, Textstrukturen aus rezeptionsästhetischer Sicht. Perspektive einer Textästhetik auf der Grundlage des Prager Strukturalismus. Wirkendes Wort 23 (1973), S. 359-379.
- 30 * Manfred Naumann e. a., Gesellschaft, Literatur, Lesen, Berlin/Weimar 1973.
- 31 Wilhelm Dehn, Einleitung, in: Lit. 3, S. 9-36.

V. *Literaturwissenschaftliche Rezeptionsforschung und Wissenschaftsgeschichte*

- 32 Hinrich C. Seeba, Wirkungsgeschichte der Wirkungsgeschichte, Basis, Jb. f. Intern. Germanistik, 3 (1971), H. 1, S. 145-187.
 33 Peter Uwe Hohendahl, Einleitung, in: Lit. 4, S. 9-48.
 34 Victor Lange, Das Interesse am Leser, in: Lit. 5, S. 31-46.
 35 Karl Robert Mandelkow, Rezeptionsästhetik und marxistische Literaturtheorie, in: Lit. 5, S. 379-388.

VI. *Beispiele sozialgeschichtlicher, soziologischer und psychologischer Untersuchungen zum Lesen*

- 36 Robert Escarpit, Das Buch und der Leser (1958), Köln/Opladen 1961.
 37 * Jochen Greven, Grundzüge einer Soziologie des heutigen Lesers, in: Lit. 1, S. 149-171.
 38 * Ernst Liebhart, Wirkungen des Lesens, in: Lit. 1, S. 231-312.
 39 * Rolf Engelsing, Der Bürger als Leser, Stuttgart 1974.
 40 Günther K. Lehmann, Die Theorie der literarischen Rezeption aus soziologischer und psychologischer Sicht, Weimarer Beiträge 20 (1974), H. 8, S. 49-70.
 41 Gerhard Schmidtchen, Lesekultur in Deutschland 1974, Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 30 (1974), H. 39, S. 705-896.

Karl Eimermacher

Zum Verhältnis von formalistischer, strukturalistischer und semiotischer Analyse

Es gibt kaum jemanden, der literarische Texte nicht verstehen würde; zumindest haben viele eine Meinung über sie. Jeder scheint irgendwie kompetent, ‚aus Anlass‘ von Texten etwas sagen zu können, auch wenn es sich um nicht näher begründete oder begründbare Aussagen handelt. Derartige Äußerungen erfolgen außerdem oft in der Absicht, die ‚Wahrheit‘ eines Textes ans Licht zu bringen und tragen dann gewöhnlich Merkmale apodiktischer, auf jeden Fall weitgehend nicht relativierender Rede. Gibt es mehrere ‚Wahrheitsaussagen‘ nebeneinander, so wird der zwischen ihnen bestehende Unterschied nicht selten auf Lese-/Verstehensblindheit, auf fragmentarische Informiertheit oder ein schlicht ‚falsches Bewußtsein‘ zurückgeführt; jeder scheint seine ‚Theorie‘, seinen Verstehensschlüssel für einen Text zu haben.

Die ‚alten historischen‘, ‚dunklen‘ oder sonstwie ‚hermetischen‘, also in ihrem Sinn nicht direkt zugänglichen Texte werden dagegen der Kompetenz professioneller ‚Texterklärer‘ (Philologen, Literaturwissenschaftler) überlassen; den zeitgenössischen Texten nimmt sich notfalls der Literaturkritiker an.

Zur Erhellung ‚dunkler Texte‘ bedarf es offenbar eines besonderen Wissens, einer Sachkenntnis, über die nicht jeder verfügt und die es gestattet, einen Text zunächst in größere Zusammenhänge einzuordnen, um ihn dann im Rahmen derartiger, über den Text hinausgehender zusätzlicher Bezugspunkte ‚interpretieren‘, d. h. um das an solchen Texten nicht sofort Erkennbare ermitteln zu können. Während also ‚normalerweise‘ ein Leser bei bestimmten Textgruppen informiert genug scheint, um zu verstehen, bedarf der ‚historische‘ Text einer Reihe weiterer Informationen, um Aussagen über ihn treffen zu können.

In der Regel reichen aber diese Fähigkeiten eines Interpreten allein noch nicht aus. Damit Aussagen über einen Text nicht hergeholt oder einseitig usw. sind, müssen zumindest auch die Relevanz und die Art der Verfahren, die bei Interpretationen Verwendung finden, sowie die allgemeinen und besonderen Spezifika literarischer Texte mitbeachtet werden.

Hermann Kinder/Heinz-Dieter Weber

Handlungsorientierte Rezeptionsforschung in der Literaturwissenschaft

„Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden“. *Goethe*
„...und so wird alles Beste fortwährend durch die Pietät verdunkelt“. *Nietzsche*

I. Rezeptionsforschung als wissenschaftliche Innovation. Ein Beispiel zur Einführung

Neue Wissenschaften verdienen neue Namen. Die Namen „Wirkungsgeschichte“, „Rezeptionsgeschichte“, „Rezeptionsforschung“, „Wirkungsästhetik“ und „Rezeptionsästhetik“, die zur Bezeichnung einer seit fast einem Jahrzehnt und noch immer sich verbreitenden Forschungsrichtung innerhalb der Literaturwissenschaft dienen, zeigen einen solchen Wandel der wissenschaftlichen Praxis an. Unklar ist indessen, ob es sich dabei um eine neue *Methode* innerhalb des institutionellen Gehäuses traditioneller Wissenschaften, um eine neue *Theorie* über einen bekannten Gegenstand, um eine neue *Disziplin*, welche diesen Wissenschaften einen neuen Objektbereich zufügt, oder gar um einen „Paradigmenwechsel“ im Sinne einer *wissenschaftlichen Revolution* handelt, welche eine völlige „Neubestimmung des Objektbereichs“¹ herbeiführt.

Da Wissenschaftler u. a. Schriftsteller sind, die für ihre Produkte und sich selbst einen Markt suchen, ist es wohl richtig, allzu große Wörter auf dem Konto einer inflationären Wissenschaftsrhetorik zu veranschlagen, wenigstens auf Verdacht und solange, wie die programmatische Rede über ganze Wissenschaften und ihre Ziele und Methoden von Beispielen gelungener Praxis nicht begleitet ist.

Es empfiehlt sich deswegen auch, von der nüchternen Feststellung auszugehen, daß Rezeption als dasjenige, was „sachagemessen“ auf das Herstellen von Werken der Kunst (oder noch allgemeiner: von Zeichengestalten eines Kommunikats) zu erfolgen hat und das eigentliche Worumwillen der Produktion ausmacht, selbstverständlich als solche keine wissenschaftliche Neuentdeckung ist. Rhetorik und Ästhetik betrieben ja seit der Antike nichts anderes, als Regeln darüber aufzustellen, wie ein Werk menschlicher Rede beschaffen sein muß, damit es diese oder jene Wirkung erreiche. In den Zeiten der Genie-Ästhetik, welche sich vermeintlich nur am ästhetischen Produzieren interessiert zeigte, beschrieb Kant die „Ver-

mögen des Gemüts, welche das Genie ausmachen“, als die Fähigkeit, durch welche die Gemütskräfte des Rezipienten „zweckmäßig in Schwung versetzt“ und „die Seele belebt“ und „viel zu denken veranlaßt“² werde. Die Darstellungsethik, vermeintlich nur am isolierten Kunstwerk und seiner Beschaffenheit interessiert, wußte mit Hegel selbstverständlich, daß „jedes Kunstwerk ein Zwiegespräch mit jedem, welcher davorsteht“³, sei und es „ewig der Fall“ bliebe, „daß jeder Mensch Kunstwerke oder Charaktere, Handlungen und Begebenheiten nach dem Maße seiner Einsichten und seines Gemüts auffaßt“⁴. Und noch die immanenteste Interpretierpraxis der westdeutschen Nachkriegsgermanistik verlor nie ganz das Bewußtsein, daß es eine sehr spezifische Art des „Ergriffenseins“ war, die da ständig „begriffen“ werden sollte. Auch was sich als „sachgemäßes Erfassen“ des Kunstwerks ausgab, wollte zugleich eine Anweisung sein, Werke „richtig zu lesen“, um sie für andere „zum richtigen Sprechen“⁵ zu bringen, also Rezeption zu normieren.

Nicht nur, daß Rezeption und Wirkung der Kunst in einer keineswegs beiläufigen Weise in den einschlägigen Ästhetiken oder sonstigen „Grundlagentheorien“ stets bedacht worden sind – es hat auch nie gänzlich an Arbeiten gefehlt, die einzelne Aspekte der Wirkung und Rezeption der Kunst zum Gegenstand der Forschung gemacht haben. Da gab und gibt es (um nur Zufälliges und Heterogenes zu nennen) die mit dem Namen E. Köhler verbundenen Forschungen zur Trägerschicht der Literatur der mitteldeutschen Blütezeit und die mit dem Namen E. Auerbach verbundenen zum Publikum der französischen Klassik. Da gibt es H. Houbens Forschungen zur Zensur und F. Mehrings berühmte „Lesing-Legende“; Levin Schücking's Untersuchungen zur Geschichte der Geschmacksträgertypen sind ebenso zu nennen wie die Forschungen von L. Goldmann und R. Escarpit⁶. Dazu kommen die vielen Arbeiten anderer Wissenschaften, von denen hier nur auf die empirische Kommunikationsforschung und die Buchmarktforschung verwiesen sei⁷.

Alle diese Fragerichtungen waren geeignet, dem Selbstbewußtsein der Literaturwissenschaft zur Provokation zu reichen. Doch bis gegen Ende der 60er-Jahre war es vorherrschende Meinung unter den Literaturwissenschaftlern, daß allen derartigen Forschungen, die nicht auf das „Werk selbst“ als den „eigentlichen“ Gegenstand der Literaturwissenschaft ausgerichtet waren, lediglich ein hilfswissenschaftlicher Wert zukomme. Die Gründe, die in der westdeutschen Nachkriegs-Literaturwissenschaft zunächst zur Abweisung derartiger Provokationen, seit dem Ende der Ära Adenauer aber langsam zur Aufgabe dieser Haltung führten, sind heute bereits ein Stück Wissenschaftsgeschichte. Es wäre der Mühe wert, eine Untersuchung darüber anzustellen, aufgrund welcher Erfahrungen die Notwendigkeit zur Untersuchung des tatsächlichen Rezeptionsverhal-

tens der Leser auch in den führenden Kreisen der Literaturwissenschaft Anerkennung fand. Man geht wohl nicht fehl, wenn man unterstellt, daß es in erster Linie der Widerspruch zwischen den Rezeptionserwartungen, die der werkimmanenten Interpretationskunst zugrundelagen, einerseits und dem tatsächlichen Rezeptionsverhalten der relevanten gesellschaftlichen Gruppen andererseits war, welche sich im Verwertungsbereich der Literaturwissenschaft geltend machte⁸. Hier wurde eine gesellschaftliche Funktionslosigkeit der Literaturwissenschaft sichtbar, welche – im Kontext gewandelter gesellschaftlicher Gegebenheiten – als bedrohlich erschien und Abhilfe erforderte.

Es ist nicht möglich, diese wissenschaftsgeschichtlichen Wandlungen hier – en passant – zu erörtern. Wir begnügen uns mit der Feststellung, daß seit Beginn der 60er-Jahre eine Disposition für Probleme der Rezeption betreffende Fragestellungen in der Literaturwissenschaft entstand. Es ist allerdings auffällig und erläuterungsbedürftig, daß diese Fragerichtungen die Praxis literaturwissenschaftlicher Forschung und Lehre erst umzuwandeln begannen, als sie im Rahmen einer Theorie und Methodik der *Literaturgeschichtsschreibung* aufgenommen und zusammenhängend formuliert wurden. Es ist dies die Leistung der inzwischen berühmten Publikation von Hans Robert Jaß über „Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft“.

Die mit dieser Arbeit einsetzende Rezeption der Rezeptionsgeschichte und Rezeptionsästhetik in der Literaturwissenschaft war – wie es scheint – durch folgende Erwartungen bestimmt:

1. Sie versprach, die „Kluft zwischen der historischen und der ästhetischen Betrachtung“⁹ zu schließen, formalistische und historisch-soziologische Betrachtungsweisen in ihrer Einseitigkeit zu überwinden und zu versöhnen und beiläufig die marxistische Literaturwissenschaft in die Wissenschaftspraxis zu integrieren.

2. Sie versprach, die Legitimationsfrage der Literaturwissenschaft zu lösen, indem die rezeptionsästhetische Methode die Literaturwissenschaftler in die Lage versetzen sollte, an der „Totalisierung des Vergangenen“¹⁰, will sagen an der Wiederaneignung von Werken der Vergangenheit und der Vermittlung vergangener Kunst und gegenwärtiger Kunsterfahrung teilzunehmen. Sie beanspruchte, für eine bewußt angestrebte neue Kanonbildung Kriterien bereitzustellen und damit die hoffnungslosen Aporien zu heilen, in welche der Historismus alle normativen Anstrengungen der Literaturwissenschaft gebracht hatte.

3. Sie stellte die Möglichkeit in Aussicht, die Wissenschaftsgeschichte insbesondere der Germanistik ohne allzu heftige Erschütterung zu beschreiben, indem sie erlaubte, in den literaturwissenschaftlichen Hervorbringungen der Vergangenheit ebenfalls die „sukzessive Entfaltung eines

im Werk angelegten, in seinen historischen Rezeptionsstufen aktualisierten Sinnpotentials“¹¹ zu sehen, ohne deswegen in den Verdacht zu kommen, einem Einrücken in diese Tradition oder einem Verzicht auf Kritik das Wort zu reden.

4. Schließlich erlaubten die vorgetragenen methodischen und theoretischen Vorschläge durchaus unterschiedliche Folgerungen, vor allem aber eine Fülle von praktikablen neuen Projekten und Themenstellungen bei prinzipiell gleichbleibender Struktur der Lehr- und Forschungspraxis. Es zeigte sich, daß überall keineswegs voraussetzungslos begonnen werden mußte, daß insbesondere bei den von Jaufß vorgeschlagenen Methoden der synchronen und diachronen Querschnittsanalysen, bei der Rekonstruktion von „Erwartungshorizonten“ aus den Texten selbst und aus den Traditionen, in denen sie stehen,¹² und auch bei der Rekonstruktion der „ereignishaften Geschichte der Literatur“,¹³ in welcher sich Rezeption durch Kritiker und Autoren als Fundament neuer Produktionen darstellt, auf das ganze reiche Arsenal der eingeübten positivistischen Arbeitsweise der Gattungs-, Motiv- und Einflußgeschichte u. a. m. zurückgegriffen werden konnte.

Obwohl einige der mit der Rezeption der Rezeptionsästhetik oft verbundenen Hoffnungen auf eine integrale Reorganisation der literaturwissenschaftlichen Forschungspraxis inzwischen einer aus dieser Praxis erwachsenen Ernüchterung gewichen, teils auch einer die theoretischen Annahmen weiter präzisierenden Kritik zum Opfer gefallen sind, wird es sich als bleibendes Ergebnis der breiten Aufnahme von Rezeptionsgesichtspunkten in der Literaturwissenschaft erweisen, daß aus der kritischen Reflexion der Methoden die regulative Idee nicht mehr zu beseitigen ist, daß diese Methoden nicht einfach für Texte als ihre Objekte, sondern für über Texte getätigte Kommunikationsvorgänge einschlägig sein müssen. Dies ist denn auch die Grundlage, auf welcher sich Literaturwissenschaft allererst an einer interdisziplinären Forschungspraxis wird beteiligen können.

Es ist hier nicht beabsichtigt, eine Darstellung der rezeptionsästhetischen Theoriebildung, ihrer Kritik und Weiterentwicklung im einzelnen zu geben. Wir werden Rezeptionsforschung an einem Beispiel (III) darstellen und erörtern, das freilich aus einer methodenkritischen Absicht gewählt wurde: in der theoretischen Diskussion dieser methodenkritischen Absicht (II) erscheinen uns folgende Aspekte als besonders klärungsbedürftig:

1. Das Problem der Abgrenzung von „Wirkung“ und „Rezeption“, welches nicht nur ein Problem der zweckmäßigsten Definition, sondern vor allem eines der adäquaten Methodologie ist. In engem Zusammenhang damit steht das Problem der Abgrenzung von „Rezeptionsästhetik“ und „Rezeptionsgeschichte“. In diesem Fall ist der Wortgebrauch bisher völlig

schwankend und meistens lax. Es soll eine Klärung versucht werden, ob Rezeptionsästhetik als apriorische (nicht-historische) Wissenschaft überhaupt möglich ist, und ob, wenn dies nicht der Fall ist, der Terminus nicht besser aufzugeben wäre.

2. Der vom Begriff „Rezeption“ abgedeckte Objektbereich ist wesentlich durch das Interesse mitbestimmt, Rezeption als für das Zustandekommen neuer Werke maßgeblich und damit Literaturgeschichte fundierend zu betrachten. Hieraus resultiert häufig eine Selektion von Rezeptionsvorgängen, welche den Anschein erweckt, als erschöpfe sich Rezeption im Nacheinander von gelesenen und neu geschaffenen Werken. Es besteht die Gefahr, daß solche Forschungen zu einer ganz unverbundenen Reihung höchst-literarischer „Konkretisationen“ von Werken führen und den historisch fundierten Zusammenhang von Rezeptionsleistungen nicht im einzelnen, sondern nur in globalen Zuordnungen berücksichtigen.

Bevor wir zu dieser theoretischen Diskussion übergehen, sollen einige Begriffe und Probleme der Rezeptionsforschung an einem Beispiel vorgestellt werden:

Im Rahmen einer Einführungsübung für Studienanfänger der Literaturwissenschaft baten wir die Teilnehmer um „schulübliche Interpretationen“ zum folgenden Text:

„Ach“, sagte die Maus, „die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.“ – „Du mußt nur die Laufrichtung ändern“, sagte die Katze und fraß sie.¹⁴

Wir erhielten u. a. folgende (gekürzte) Stellungnahmen:

1. „Die Bedeutung dieser Fabel ist es, daß der Schwache sich selbst helfen muß, um seine Lage zu verbessern und sich nicht an den Starken wenden darf, der ihm nicht helfen wird, sondern seine Lage entscheidend verschlimmert, indem er die Schwäche zu seinen Gunsten ausnutzt.“

2. „Die Lehre ist, daß jede Lebenssituation als Entscheidung zu nehmen ist, und daß wir den Begriff der Freiheit immer mit einer bestimmten Vorstellung verbinden müssen, um sie nicht zu verlieren.“

3. Die „Moral dieser Geschichte“ sei der Hinweis, daß die immer drohende Gefahr (Katze) auszuräumen sei, „indem man sich dem Hier und Jetzt stellt, um nicht der Vergangenheit nachhängend und schicksalhaft die Zukunft abwartend von den Ereignissen überrumpelt zu werden.“

4. „Der Mensch sieht, wie die Maus, nur einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit. ... Kafkas „Fabel“ enthält keine Handlungsanweisung.“

5. Der Text schneide das Problem der Überbevölkerung an, indem er die menschheitsgeschichtliche Entwicklung zu ausweglos sich verengenden Grenzen zeige.

6. Der Text verweise auf den Leistungsdruck. „Je mehr wir zu unternehmen versuchen, desto mehr tritt der Staat mit seinen Institutionen uns entgegen. Bis wir

zum Schluß, wenn wir meinen, das Ziel erreicht zu haben und eine Lösung gefunden zu haben, doch feststellen müssen, daß alles für die Katz war.“

7. „Der Verfasser verwendet das Bild der Maus für einen Menschen, der kontaktarm und voller Minderwertigkeitskomplexe ist. Er fühlt sich in dieser Welt, in der er keine Beziehung findet, alleine und ausgestoßen.“

Die befragten Studenten ihrerseits legten den Text Schülern vor. Ober-tertianer gaben als Aussage des Textes an:

8. Die Katze stelle den Tod dar, die Maus repräsentiere den Menschen. Für die Maus ende alles im Tod.

9. Die Katze stelle die Gesellschaft dar, die Maus sei das Individuum innerhalb dieser Gesellschaft.

10. Die Katze stelle nicht die Gesellschaft, sondern das Leben im weiteren Sinne dar.

11. Katze und Maus ständen für zwei Menschentypen, den Starken und den Schwachen.

12. Alles laufe auf den Tod hinaus, die Mäuse werden vernichtet, jedoch „rücken immer wieder neue Mäuse nach, so daß der bestehende Zustand erhalten bleibt.“

13. Schüler einer 8. Hauptschulklassen bezogen in Einzelgesprächen den Text auf die kommunale Situation (Häuserbau verdränge Spiel- und Fußballplätze), auf die schulische Situation (die Maus sei einem „Neuen“ in der Klasse vergleichbar), auf die familiäre Situation (abendliches Ausgehverbot).

14. Ein Lehrer sagte, der Text sei vielfältig interpretierbar, doch müsse er, wolle er überhaupt über einen solchen Text mit den Schülern Kommunikation erreichen, auf sichere Interpretation drängen.

Die Erklärung dafür, daß diese Interpretationen so unterschiedlich ausfielen, muß offenbar zwei Aspekte berücksichtigen: Auch wenn Mißverständnisse und Auslegungsdifferenzen bei jedem Text auftreten können, muß dieser Text doch eine Beschaffenheit haben, die so verschiedenartige, kaum vergleichbare Auslegungen zuläßt. Zum andern ist der *Inhalt* der Interpretationsaussagen wohl nur zu erklären aus den verschiedenartigen Voraussetzungen, mit denen die Interpreten an den Text herantreten.

Auf Seiten des Textes dürfte erheblich sein, daß er fiktional ist, was die Überschrift und die redenden Tiere schnell erkennen lassen. Der Text verlangt die für fiktionale Texte üblichen Einstellungen und Deutungsbemühungen und erhält sie auch. Besonders auslegungsbedürftig erscheint er aber dem Leser offenbar, weil ihm die erwartbaren erklärenden Äußerungen eines Erzählers fehlen; weil die Rede der Maus nicht auf eine konsistente Sprechersituation zu beziehen ist usw. Zugleich bietet sich der Text dem Verständnis an: „Katze“ und „Maus“, „Falle“ und „Mauern“ bezeichnen Bekanntes, auch in Poesie Gewohntes, „Welt“, „Angst“ und „glücklich“ sind jedermann geläufige, „bedeutungsträchtige“, wenn auch unterschiedlich verwendete Wörter. Noch mehr: gattungsspezifische Auslegungsweisen scheint er selbst zu fordern. Wenn er so unterschiedliche

Interpretationen veranlaßt, so können diese offenbar nicht unter Berufung auf den Text als falsch oder richtig beurteilt werden. Daß er selbst nicht die gattungsübliche Maxime formuliert (4), heißt ja nicht, daß auch der Leser dies zu unterlassen habe. Daß „Überbevölkerung“ (5), „Gesellschaft“, „Leistungsdruck“ (6), „Starke und Schwache“ (1,11) als Wörter im Text nicht vorkommen, heißt ja nicht, daß sie zur Formulierung der Textbedeutung nicht verwendet werden dürften. Offensichtlich fordert der Text derartige Bedeutungsgebungen durch den Leser geradezu heraus. Diese Bedeutungsgebung durch den Leser ist beschrieben worden als Akt der „Konkretisation“ (R. Ingarden), als „Auffüllen“ von „Leerstellen“ (W. Iser) oder auch als ein im Lesen sich vollziehendes Verfahren der interpretativen Unterstellung („Substitution“), der Auswahl („Selektion“) und – als mögliches Ergebnis – der Veränderung des Textes im Lesen („Deformation“) (H. Hillmann).

Die größte Interpretationsvielfalt pflegen Texte zu veranlassen, die im einzelnen vertraut, im ganzen aber rätselhaft erscheinen, wobei der einzelne Interpret freilich u. U. eine Eindeutigkeit zu empfinden oder zu behaupten vermag (Ausnahme: 14). Aber auch wenn es so ist, daß Texte als *intentional* geordnete Mengen von Schriftzeichen (wir werden dafür auch *Rezeptionsvorgabe* sagen, um die für die Rezeptionsforschung unerläßliche Unterscheidung von einem Begriff vom „Text“ zu akzentuieren, bei welchem die Finalität des Produziertseins – unabhängig von gestimmten Situationen – keine Rolle spielt) erst vom Leser ihre Bedeutung zugewiesen erhalten, stellt sich die Frage, ob es dann nicht dem *wissenschaftlichen* Leser möglich sei, „objektive“ Interpretationen vorzunehmen. Ein bloßer Vergleich mit wissenschaftlichen Interpretationen zeigt jedoch, daß es mit ihnen (zumal im Falle Kafkas) nicht anders steht. So sehr sie sich auch bemühen, auf die Intentionen des Autors, auf gleichzeitige und historische Kontexte zurückzugreifen – sie alle enthalten neben beweisbaren (z.B. metasprachlichen) Aussagen auch sog. interpretative Sätze,¹⁶ die sich nicht zwingend beweisen, sondern nur mit Plausibilitätsgründen empfehlen lassen.¹⁷ Nicht einmal die Behauptung, die Rezeptionsvorgabe sei „bedeutungsoffen“ oder „polyvalent“ oder „vielfältig interpretierbar“, kann durch ausschließlichen Rekurs auf die Rezeptionsvorgabe bewiesen werden, weil sie schon das Vorhandensein unterschiedlicher, gleich plausibler Interpretationen voraussetzt. Deswegen scheint es sinnvoll, das Problem von der Seite des Lesers anzugehen. Allerdings ermöglicht das bloße Vergleichen von verschiedenen Rezeptionen noch keine eigene Interpretation; es kann allenfalls dazu dienen, Interpretationen in der Diskussion mit anderen Deutungsvorschlägen plausibler und zumutbarer zu machen. Ebenso wenig sagen gesammelte Rezeptionsdokumente etwas „Objektives“ über die Rezeptionsvorgabe aus, sondern nur darüber, daß

bestimmte Rezipienten sie so oder so rezipiert haben. Es ist deswegen zu fragen, ob Aussagen über Rezeptionsvorgaben als Träger von unterschiedlichen Bedeutungen, welche Leser ihnen allererst geben, genau gesehen, nicht immer nur Aussagen über empirische, historische Rezeptionen sind. Wenn dies so wäre, müßte dies aber nicht ausschließen, daß sich aus der statistisch zu erhebenden Häufigkeit Aussagen darüber ableiten lassen, mit welcher Wahrscheinlichkeit bestimmte Texte oder Textsorten in Zukunft in bestimmte Rezeptionen und in bestimmte Rezeptionsweisen eingehen werden. Noch viel weniger schließt dies aus, daß es ein sinnvolles Streben bleibt, gewisse Rezeptionen nicht zuzulassen, andere hingegen mit guten Gründen durchzusetzen.

Daß die Inhalte der oben angeführten Interpretationen sich zureichend nicht von der Rezeptionsvorgabe her, sondern nur aus den historischen Kontexten, in welchen die Interpreten standen, erklären lassen, ist offenkundig. Individualpsychologische, möglicherweise nur psychoanalytisch zu fassende Erfahrungen (7), gruppenspezifische Bedürfnisse (13) finden ihre Repräsentation in der „Maus“ der „Fabel“; didaktische Normen (14) begründen die Interpretation, ideologische Phrasen werden routinemäßig angewandt (2, 3), zur Trivialität verallgemeinerte soziale Erfahrungen (1) finden sich ebenso wie nur im Unerst geglaubte Bedürfnisinterpretationen (6). Auf den Nenner gebracht: die situativen Umstände der Rezeption, d.h. also der jeweiligen Rezipienten, (*Rezeptionsbedingungen*) spielen eine Rolle; sie kommen zur Geltung im Rahmen einer bestimmten *Rezeptionsweise*, die in diesem Fall durch die Tatsache gekennzeichnet ist, daß die Rezeptionen unter dem Zwang zur (schriftlichen) Interpretation für einen bestimmten Adressaten erfolgte. Es ist mehrfach nachgewiesen, daß die Regeln, die für Schulinterpretationen benutzt werden, u. U. im krassen Gegensatz zu privaten Rezeptionsweisen von Schülern stehen können.¹⁸ Gesellschaftlich oder individuell geübte Verfahren und gehegte Einstellungen gegenüber Kunstrezeption, Literatur im besonderen, gegenüber Gattungen und Autoren usw. sind weitere Aspekte der Rezeptionsweisen, welche Rezeptionen vorgängig bestimmen.

Diese knappen Bemerkungen mögen die Notwendigkeit veranschaulichen, Rezeptionen in individualgeschichtlichen Zusammenhängen, welche aber zugleich immer soziale und sozialgeschichtliche Zusammenhänge sind, zu erforschen.

II „Wirkung“ und „Rezeption“.

Über die Möglichkeit und Unmöglichkeit einer Wirkungsästhetik

Was sich an unserer kleinen Auswahl von Kafka-Deutungen zeigte und in diesem Fall vielleicht sogar den Absichten des Autors entspricht, gilt nicht nur hier und nicht nur für Texte unserer Zeit. Einen nicht weniger erstaunlichen Anblick bietet die Disparatheit der Interpretationen, mit denen sich der historische Wandel der Rezeptionen aller größeren Werke der Kunst dokumentieren läßt. Es ist die gleiche Erscheinung – nur daß bei solchen Wandlungen der Rezeptionen noch hinzukommt, daß frühere Interpretationen nicht selten die späteren mitbedingen; sei es, daß sie unbewußt die Rezeptionsweise des späteren Rezipienten mitbestimmen, sei es, daß ihnen explizit widersprochen wird. Schillers „Wilhelm Tell“ etwa, zwar selten als eine besonders rätselhafte Rezeptionsvorgabe empfunden, wurde vor 1848 als ein Drama vom Gelingen der bürgerlichen Revolution interpretiert und in den Märztagen des Revolutionsjahres in Berlin volksfestartig aufgeführt; aber um 1900 als ein Drama vom Scheitern der Demokratie und vom Erfordernis eines charismatischen Führers im bewußten Widerspruch zur älteren Rezeptionsweise zur Lektüre empfohlen¹. Und solche divergenten Vereinheitlichungen des Dramas traten auf, obgleich in fast allen Interpretationen mit wissenschaftlichem Anspruch die im Drama angelegte Unvermitteltheit zwischen Rütli- und Tellhandlung als Problem der Interpretation anerkannt war und ist. Es ist ja das Ärgernis an der Pluralität und historischen Wandelbarkeit der Interpretationen, das dem heutigen Interpreten den Mut nimmt, die Interpretationen so vieler (und ja nicht ohne weiteres unerleuchteter) Vorgänger durch eine eigene zu überbieten, und das ihn veranlaßt, statt dessen das Problem der Rezeption selbst zum Gegenstand seines wissenschaftlichen Nachdenkens zu machen. Dies muß auf den Gedanken führen, ob es nicht gelingen kann, dem relativistischen Zweifel an seiner eigenen Tätigkeit dadurch zu entgehen, daß man die Rezeptionsvorgabe (also Text im erläuterten Sinne) einer Theorie unterwirft, mit deren Hilfe es möglich wäre, Gesetzmäßigkeiten zwischen der Art der Rezeptionsvorgabe und der Vielfalt oder auch Einfalt ihrer Rezeptionen aufzuweisen.

Wenn es bei vielen Interpretationen nicht möglich ist, sie aus formalen Gründen (z.B. wegen irriger Textwiedergabe) schlicht zurückzuweisen, so liegt die Folgerung nahe, daß es eine Eigenschaft der Rezeptionsvorgabe sei, divergierende Interpretationen zuzulassen. In diesem Sinne spricht man dann von „Offenheit“ (Jaß oder „Unbestimmtheit“ (Iser nach Ingarden) als einer spezifischen Qualität literarischer Rezeptionsvorgaben. Nun ist mit einer solchen Aussage über Texte noch wenig erreicht, da die Behauptung solcher Unbestimmtheit ja keineswegs be-

stimmte, sondern alle möglichen Rezeptionen zu erklären geeignet ist. Ja, es ist die Frage, ob eine solche Aussage über Rezeptionsvorgaben überhaupt einen anderen Status hat und haben kann als die empirische Feststellung der beobachtbaren Heterogenität der Interpretationen. Etwas ganz anderes scheint es zu sein, wenn nun bestimmte Elemente von Rezeptionsvorgabe (z.B. Polysemien) genannt werden, auf die sich gegensätzliche Rezeptionen gleichermaßen stützen; kurzum, wenn es gelingt, „Unbestimmtheitsstellen“ (Iser) in einer Beschreibung von Rezeptionsvorgaben auszuweisen, die widersprüchliche Interpretationen zur Folge haben, und diese auf der anderen Seite von solchen Textstrukturen zu unterscheiden, die keine Deutungsdifferenz zulassen. So könnte man den „Bruch“ in Schillers „Tell“ zwischen Rütli- und Tellhandlung als eine solche Textkonstante betrachten, die in allen Rezeptionen als *formale* wiederkehrt, aber zu untereinander divergierenden, in sich jedoch einheitlichen Interpretationen Anlaß gibt.^{1a} Wie an diesem Beispiel leicht ersichtlich, ist „Unbestimmtheit“ gar keine ursprüngliche Eigenschaft von Rezeptionsvorgaben, sondern sie ergibt sich erst, wenn man dem Text einen kohärenten Sinn unterstellt; und es ist lediglich eine Frage der Definition des Terminus „Text“ bzw. „Rezeptionsvorgabe“, ob die Unterstellung eines kohärenten Sinns und mithin die Feststellung von Kohärenz (und „Unbestimmtheit“ hervorrufenden Kohärenzbrüchen) als Eigenschaft literarischer Rezeptionsvorgaben schon eine spezifische Rezeptionsweise auf Texte projiziert wird. Jedenfalls lesen wir keineswegs immer alle Texte in dieser Rezeptionsweise der Unterstellung eines konsistenten Sinns, z.B. Geschichtsbücher, in denen wir ein paar Seiten „nachschielen“, in der Regel nicht; und die Feststellung ist erlaubt, daß in einem bestimmten Sinn gerade für Dichtung diese Rezeptionsweise erst im 18. Jahrhundert von der Ästhetik und Hermeneutik obligatorisch gemacht wurde.

Uns kommt es indessen hierbei auf die Frage an, ob sich im Rahmen einer Texttheorie etwas über die Gesetzmäßigkeit einer Wirkung oder Rezeption von Rezeptionsvorgaben aussagen läßt (wir ziehen es vor, in diesem Zusammenhang von Wirkung zu sprechen, werden aber die Abgrenzung von Rezeption erst später vornehmen). Einen solchen Versuch bezweckt offensichtlich Götz Wienold, wenn er vorschlägt², Rezeptionsprobleme unter Absehung von den sozialen Rezeptionsbedingungen und -weisen des Rezipienten formal als Strategien der „Textverarbeitung“ zu behandeln, so daß ein gesetzmäßiger Zusammenhang von Textstruktur und Verarbeitung erforschbar wird. Freilich wird bei Wienold der Verzicht auf die Erforschung der Vorbedingungen auf Seiten des Rezipienten mit der Konsequenz erkaufte, zumindest das Bewerten von Texten nur noch spieltheoretisch erklären zu können.

Um Klarheit über die angemessene Verwendung der Begriffe „Wirkung“ und „Rezeption“ zu schaffen, ist zunächst zu fragen, welchen Status Versuche haben, Wirkungen von Rezeptionsvorgaben im Rahmen einer Texttheorie oder auch im Rahmen einer systematisch (nicht-historisch) betriebenen Wirkungsästhetik zu erklären. Das Ziel einer Wirkungsästhetik muß es sein, zu Aussagen der folgenden Form zu kommen: eine Textbeschaffenheit der Art T₁ hat eine Wirkung der Art W₁ zur Folge. „Hat zur Folge“ bedeutet dabei aber nicht „hat zur Folge in allen historisch bekannten Fällen“, denn dann handelt es sich schlicht um eine historische Aussage, sondern bedeutet „hat mit logischer Notwendigkeit zur Folge“. Daß eine Textbeschaffenheit T₁ eine Wirkung W₁ zur Folge hat, bedeutet, daß es jeder Zeit möglich ist, eine Wirkung W₁ herbeizuführen, wenn es möglich ist, einem Text die Beschaffenheit T₁ zu verleihen. Anders formuliert: Der Anspruch, eine Rezeptionsästhetik unabhängig von der empirischen Erforschung historischer Rezeption zu betreiben, steht und fällt mit der Möglichkeit, wenigstens einige Elemente von Rezeptionsvorgaben aufzählen zu können, die nicht nur eine *notwendige*, sondern auch eine *hinreichende* Bedingung bestimmter beschreibbarer Wirkungen sind. Der Erklärungsanspruch einer systematischen Wirkungsästhetik ist mit dem Anspruch, prognostischer Aussagen über bestimmte Rezeptionen machen zu können, logisch verbunden³.

Nun ist es aber eine offene Frage, ob menschliche Kommunikation einem solchen Erklärungsmodell überhaupt unterworfen werden kann. Freilich ist sofort zuzugeben, daß es zeichenbenutzende Verfahren der Erzeugung bestimmter Reaktionen gibt, die sich als Gesetzmäßigkeiten der dargestellten Art beschreiben lassen. Zu denken wäre etwa an extrem kurzzeitige und nicht ins Bewußtsein dringende Signale, die als Reize etwa mittels optischer Medien bestimmte Reaktionen beim Zuschauer mit Notwendigkeit herbeiführen – oder doch bei Vorliegen bestimmter Dispositionen mit Notwendigkeit herbeiführen. Darüberhinaus ist es gewiß so, daß die Rezeption kommunikativer Verlautbarungen für den Sender dieser Verlautbarungen nicht schlicht unverfügbar ist; sie kann durchaus steuerbar sein. Auch und gerade bei ästhetischer Kommunikation haben wir mit Wirkungen zu rechnen, die mittels emotiver Reize eintreten, zumindest unter bestimmten Bedingungen eintreten und sich im psychosomatischen Bereich abspielen. Zu denken wäre etwa an das Wohlbefinden, welches bei bestimmter Disposition durch Rhythmus oder Melodie herbeigeführt wird; zu denken wäre an Angst oder an das Gelächter, von dem Witz oder das Komische „unwillkürlich“ begleitet sind. Aber gerade die letzten Beispiele zeigen die ganze Problematik: Es ist ja in der Regel möglich, auf die eigenen Dispositionen und Befindlichkeiten so einzuwirken, daß auf zeichenvermittelte Reize diese Reaktionen

nicht eintreten; so wie man manchmal über alles, so will man manchmal über gar nichts lachen. Zumal literarische Kommunikation hat es mit Notwendigkeit an sich, daß der Rezipient ihr nicht unausweichlich ausgesetzt ist, sondern daß ihm zumindest eine Alternative bleibt: die der *Rezeptionsverweigerung*. Ein Autor mag noch so „atemberaubend“, „spannend“ und „hinreißend“ schreiben – er kann nicht verhindern, daß sich dem Leser die Alternative stellt, weiterzulesen oder das Buch zu schließen. Diese banale Tatsache hat Weiterungen: wenn dies so ist, dann ist es auf jeden Fall nicht ausreichend, Rezeptionen lediglich als Reaktionen auf zeichenvermittelte Reize zu beschreiben. Bestimmte Beschaffenheiten literarischer Rezeptionsvorgaben sind zwar *notwendige*, aber niemals *hinreichende* Bedingungen für bestimmte Rezeptionen. Es bleibt in aller Rezeption etwas, das als *sinnorientiertes Handeln*⁴ beschrieben werden muß. Das, was die Wirkungsästhetik als Wirkung einer Rezeptionsvorgabe zu beschreiben wünscht, tritt immer erst ein, wenn diese Wirkung eine vom Rezipienten zugelassene ist.

Viele Mißverständnisse und auch Schwierigkeiten der Abgrenzung könnten vermieden werden, wenn man den Terminus „Wirkung“ ausschließlich zur Bezeichnung kausaler Folgeverhältnisse verwendete, unter „Rezeption“ aber ein sinnorientiertes Handeln verstünde. Beides liegt nicht auf einer Ebene: Das sinnorientierte Handeln (Lesen, Rezipieren) ist nicht eine zusätzliche Determinante in einem System von Ursachen und Wirkungen, sondern ist die Voraussetzung, die überhaupt erst erlaubt, von einem solchen System zu sprechen. Ohne Rezeption keine Wirkung – dieser Satz läßt sich nicht umkehren. Wirkungen *ereignen sich* – metaphorisch gesprochen – auf dem Rücken von Rezeptionen; Rezeptionen können *beabsichtigen*, eine Wirkung herbeizuführen (etwa: lachen zu können). Im prototypischen Fall ist bei der Rede von „Rezeption“ der Text Mittel oder Ziel einer Handlung des Rezipienten, wobei die Absichten des Rezipienten so gut eine Rolle spielen wie die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe; von „Wirkungen“ sprechen heißt zunächst, von einem Folgezustand des Lesers zu sprechen, für dessen Entstehung die Ursachen so gut im Text wie in ihm selbst zu suchen sind.

Unser Unterscheidungsvorschlag widerspricht anderen; wiederholt ist vorgeschlagen worden, mit „Wirkung“ den „Anstoß“ des Textes, mit „Rezeption“ den vom Leser ausgehenden Anteil am Rezeptionsprozeß zu unterscheiden (Naumann, Jauß)⁵, oder mit „Wirkungsforschung“ eine vom Werk ausgehende Fragestellung gegen eine vom Leser ausgehende Fragestellung als „Rezeptionsästhetik“ (Mandelkow)⁶ abzugrenzen. Diese Unterscheidungen entsprechen an sich der Einsicht in die Zweiseitigkeit des Verhältnisses Text-Leser, sie verdecken aber erstens den entscheidenden Unterschied zwischen kausalen Ursache-Wirkung-Relationen und

intentionalen Handlungen; und zweitens die Tatsache, daß bei einer Wirkung *sowohl* die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe (*textuelle Wirkfaktoren*) *als auch* Befindlichkeiten des Lesers (*rezipientelle Wirkfaktoren*) ursächlich beteiligt sind, wie für die Rezeption die *Interessen* und *Absichten* des Rezipienten ebenso eine Rolle spielen wie die Beschaffenheit der Rezeptionsvorgabe, auf die sie sich richten.⁷

Aus dem gleichen Grund ist auch das, was hermeneutisch als „Dialog“ zwischen Text und Leser bezeichnet wird, in der Rezeptionstheorie bislang nicht voll befriedigend beschrieben worden. Es ist der Fall denkbar, daß ein Rezipient eine Rezeption intentional allein deswegen vornimmt, um diejenigen Wirkungen, die eine Rezeptionsvorgabe aufgrund ihrer Beschaffenheit verursachen kann, herbeizuführen, also an sich zu erfahren. Wir können in diesem Fall von einem konsumptiven Rezeptionsinteresse sprechen. Der viel häufigere Fall aber wird der sein, daß sich Wirkungen einstellen, die als solche so nicht intendiert waren, weil die Rezeptionshandlung auf davon divergierende oder sogar völlig anders bestimmte Ziele gerichtet war, z.B. deswegen, weil der Rezipient ganz andere *Erwartungen* über die textuellen Wirkfaktoren gehegt hatte.⁸ Es ist nun denkbar, daß die Intentionen des Rezipienten im Verlaufe der Rezeptionshandlung geändert werden in der Weise, daß die unbeabsichtigt erfahrenen Wirkungen nun selbst zum Ziel der weiteren Rezeption werden. Ebenso denkbar ist der Fall, daß die ursprüngliche (z.B. auf Informationsgewinnung gerichtete) Absicht begleitet wird durch die aus einem psychosomatischen Wohlbefinden resultierende Lust am Weiterlesen. Denkbar ist auch der Fall, daß die unbeabsichtigt erfahrenen Wirkungen zum Ziel einer erneuten Rezeption des gleichen Textes gemacht werden, wobei es dann möglicherweise aufgrund geänderter Dispositionen des Rezipienten oder anderer rezipienteller Wirkfaktoren zu einer erneut anders gearteten und unbeabsichtigten Wirkung kommt. Unter „Traditionsstiftung“ kann man dann den Sachverhalt verstehen, daß die Wirkung die ein Rezipient erfahren zu haben bekundet, einem weiteren zum Grund seiner Rezeptionshandlung wird usw.

Es ist klar, daß es bei den Interessen der Rezipienten, bei den situativen Rezeptionsbedingungen, unter denen in einer Gesellschaft überhaupt Rezeptionen erfolgen können, wie auch bei den rezipientellen Wirkfaktoren gruppenspezifische, kulturspezifische oder vielleicht sogar der menschlichen Gattung eigene Gemeinsamkeiten gibt. Die durchaus offene Frage, ob es aufgrund solcher Gemeinsamkeiten auch für die Rezeptionshandlungen generalisierbare Schemata gibt, denen sie folgen, kann man als den Gegenstand der *Rezeptionsästhetik* ansehen. Es dürfte aber auch klar sein, daß es sich bei diesen Schemata nur um Handlungsmuster handeln kann, denen die Gefolgschaft grundsätzlich immer auch

verweigert werden kann. Eine solche Forschung wird sich lesepsychologische und lese soziologische Ergebnisse und Methoden zueigen machen. Sie bleibt indessen eine historisch orientierte Wissenschaft. Aufgrund der ihr möglichen Verallgemeinerungen wird sie Wahrscheinlichkeitsaussagen über zukünftige Rezeptionshandlungen machen können, niemals aber Prognosen, die mit logischer Gewißheit eintreten.

Ob es daneben noch eine *Wirkungsästhetik* geben kann, hängt von der Frage ab, ob eine in Zusammenhängen von Kunstrezeption erfahrene Wirkung sich möglicherweise gegenüber intentionalem Handeln, also gegenüber jedem Wollen und Nicht-Wollen, so verselbständigen kann, daß es dem Rezipienten unmöglich wird, derartige Wirkungen noch als die mögliche Intention seines Handelns zu beschreiben. Wo Rezipienten nicht mehr mit (subjektiver) Überzeugung behaupten können die vorher objektiv mögliche (wenn auch nicht immer als solche erkannte) Herbeiführung oder Zulassung ihrer jetzigen Situation sei von ihnen selbst als Handelnden intentional herbeigeführt oder zugelassen, da fehlt die logische Vorbedingung von Handeln und damit von Rezeption. Der Gegenstand einer solchen Wirkungsästhetik wäre dann das von allem Wollen unabhängige, „mechanische“ Reagieren auf Reize. Anderen Rezipienten läßt sich solch Reagieren auf Reize als Ziel einer Rezeptionshandlung nicht gebieten oder empfehlen; man kann Rezipienten solchen Reizen nur als willenslose Objekte aussetzen. Eine solche Wirkungsästhetik wäre wegen der Zweiseitigkeit der Wirkfaktoren dann jedenfalls nicht als lediglich an Rezeptionsvorgaben interessierte Texttheorie denkbar, sondern nur als eine experimentelle Verhaltenswissenschaft.

Für die Literaturwissenschaft wäre eine so betriebene Wirkungsästhetik relativ belanglos. Als bloße Reiz-Reaktionen brauchen sie Wirkungen nichts anzugehen. Das heißt aber nicht, daß sie sich nur um die Intentionen der Rezipienten zu bemühen hätte. Wohl hat sie es etwas anzugehen, wenn Wirkungen geeignet sind, wiederum in den Kontext von intentionalem Handeln, sei es auch nur als äußere Bedingungen, einzugehen. Wird die Lektüre von Rezeptionsvorgaben gar in der Absicht, bestimmte (bisher auch schon eingetretene) Wirkungen zu erzielen, zur Pflicht gemacht oder auch nur empfohlen, so liegt hier wiederum ein Verhalten vor, das nicht einfach eine Wirkung ist, sondern als intentionales Handeln beschrieben werden muß, denn die Traditionsbildung erfolgt ja nicht sozusagen organisch-naturwüchsig, sondern mit Absichten. Es ist festzuhalten: nur Rezeptionen können Gegenstand von Handlungsvorschlägen werden, Wirkungen nicht. Weder die literarische Rezeption noch die literarische Wirkung sind mit physischen Mitteln erzwingbar. Man kann eine Rezeption befehlen, aber niemals ist mit Sicherheit voraussagbar, was als Wirkung erfolgt, wenn einer liest; selbst

dann nicht, wenn man alle Möglichkeiten ausschöpft, auf die situativen Rezeptionsbedingungen des Rezipienten geeignet einzuwirken. Eine literarische Wirkung kann man deswegen nicht befehlen, man kann nur auffordern, sie zuzulassen. Das einzige sichere Mittel, Wirkungen zu erreichen, bleibt, die Einwilligung des Rezipienten einzuholen, sich einer befohlenen oder angeratenen Rezeptionsweise auch selbst zu befleißigen. Dies erfolgt durch Kommunikation mit dem Rezipienten und ist letztlich der Zweck des Interpretierens von Rezeptionsvorgaben.

Weil Rezeptionen intentionale Handlungen sind, also gewollt oder – zumindest durch Fortsetzung der Rezeption – zugelassen sind, ist es angemessen, sie grundsätzlich im Kontext von Handlungszusammenhängen zu untersuchen – will man nicht von vornherein das Problem der Rezeption verkürzen und verkennen. Allerdings braucht nicht jedwede, möglicherweise gänzlich folgenlose Rezeptionstätigkeit von wissenschaftlichem Belang zu sein, vielmehr werden solche von vorangigem Interesse sein, die in Handlungszusammenhänge einzugehen geeignet sind oder waren, ob sie nun zum Erwerb von Fähigkeiten, zur Bildung oder zum Abbau von Stimmungen und Befindlichkeiten, zum Kauf eines Buches oder zur Anfertigung einer Interpretation führten.

Der Terminus „Rezeption“ kann dann so definiert werden: *Eine Rezeption einer kommunikativen Äußerung liegt genau dann vor, wenn die (sprachliche oder nicht-sprachliche) Handlung eines Handelnden nicht anders vollständig beschrieben werden kann, als daß sie mit Rücksicht auf diese Äußerung erfolgte.*

Wenn es richtig ist, Rezeptionen grundsätzlich im Kontext von Handlungszusammenhängen zu untersuchen, dann ist damit zugleich gesagt, daß es ein Mißverständnis wäre, Rezeptionsforschung als eine Methode der Textbeschreibung aufzufassen. Erstens kann eine Rezeption sehr wohl vorliegen, ohne daß eine authentische Kenntnisnahme eines literarischen Textes erfolgte. Oft sind es gerade die folgenreichen und traditionsbildenden Rezeptionen, die weniger auf immer erneute Lektüre von Rezeptionsvorgaben zurückgehen als vielmehr auf vorgängige beispielgebende Rezeptionen, auf die Aktivität von Propagandisten, Popularisatoren und Didaktikern etwa. Die für die Nationalstaatsbildung Deutschlands im 19. Jahrhundert so folgenreiche Schiller-Rezeption (eine der erstaunlichsten Rezeptionen in der Literaturgeschichte überhaupt) ist ein solcher Fall; und es wäre nicht zu vertreten, wollte sich Rezeptionsforschung nur mit solchen Rezeptionen befassen, die dem scheinbar normalen, in Wahrheit aber (wie das Kafka-Beispiel schon lehrt) höchst seltenen Typus der unbeeinflusst-interesselosen „Begegnung“ des isolierten Subjekts mit einem Werk der Kunst entsprechen. Zweitens kann eine Rezeption sehr wohl vorliegen, ohne daß sich dies in erneuter Kommunikation, ge-

schweige denn in erneuter Produktion literarischer Rezeptionsvorgaben niederschlägt. Bei historischen Untersuchungen wird man freilich das Vorliegen einer Rezeption zumeist nur dann stringent nachweisen können, wenn es sich in, wie immer gearteten, Dokumenten niedergeschlagen hat. Aber solche Rezeptionsdokumente haben – vom scheinbaren Normaltyp des selbstvergessenen Leseprotokolls über die von Absichten gesteuerte Interpretation bis zum bloßen Zitat eines autorennamens – gegenüber der vollen Bedeutung der Rezeption oft nur Indizcharakter, mit dessen Hilfe es jene erst zu rekonstruieren gilt.

Es ist der Zweck des nun folgenden Beispiels, einige der bisher theoretisch erörterten Sachverhalte zu demonstrieren. Wir verfahren deswegen diesmal umgekehrt: Wir benutzen ein Rezeptionsdokument (eine Festrede des Vorsitzenden des Leipziger Schiller-Vereins und späteren Abgeordneten der Frankfurter Paulskirche, Robert Blum, aus dem Jahre 1840), um es als Indizträger für eine an sich in ihren historischen Handlungszusammenhängen schon bekannte Weise der politischen Schiller-Rezeption darzustellen. Wenn sich dabei diese heute so fade wirkende Prosa als ein Stück glänzender Rhetorik zu erkennen geben sollte, so wäre das keine unbeabsichtigte Nebenwirkung.

III Dichtung als Exempel. „Politische“ Rezeptionsweisen am Beispiel des Leipziger Schiller-Vereins unter dem Vorsitz Robert Blums

Am 9.11.1840 sagte R. Blum:

„... Aber wie unendlich bedeutend auch die sittliche und poetische Größe Schiller's sein mag: ist sie es allein, die ihm unsere Bewunderung, Liebe und Verehrung zuwendet? Nein, es gibt noch eine andere, in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite seines Wesens, die ihn mit tausend Liebesbanden festkettet an die Herzen seiner Nation und ihn zum Muster und Vorbilde macht für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft: es ist dies seine *historisch-prophetische Bedeutung*, sein Kampf für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit. Werfen wir einen Blick auf den innigen Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit. Wie in der Literatur, so zeigte sich in dem staatlichen und sozialen Leben seiner Zeit die Notwendigkeit einer Umgestaltung. Ein furchtbarer Druck lag auf der gesamten Welt, hemmte die Entwicklung des Individuums wie der Völker, und rief jene furchtbare Staatsumwälzung hervor, die am Ende des vorigen Jahrhunderts Europa erschütterte und verwandelte. Unter diesem allgemeinen Druck, den seine freie Seele nicht ertragen konnte, und dem speziellen der württembergischen Militär-Disziplin, entstanden Schiller's *Räuber*, die in mannigfacher Beziehung mangelhafteste, aber auch genialste und kraftvollste seiner Schöpfungen, der glänzende Freibrief seiner geistigen Geburt. – Hier sucht die gefesselte Kraft Raum zur Ausdehnung und Entwicklung, schüttelt die erdrückende Last der Zeit mutvoll ab und sucht die Freiheit, die der gegebene Staat nicht gewährt, in den Wäldern, wo sie einen eigenen Staat gründet. Mit kecker Hand ergreift sie das Racheschwert des Verhängnisses und will Recht und Ausgleichung schaffen in der verdorbenen Welt. Wie eine Feuersäule flammt sie auf in trostloser Wüste und tausend Herzen hüpfen ihr entgegen, als der vermeinten Verkünderin eines neuen Tages. Ob diese Kraft auch Weg und Ziel verfehlte und deshalb untergehen *muß*, nachdem sie wie ein glänzender Meteor aufblitzte: sie erzwingt sich Bewunderung selbst auf dem Abwege des Verbrechens, und die Teilnahme folgt ihr in den Opfertod. Die Begeisterung, die die Räuber hervorriefen, die Ausartungen, die sie veranlaßt, und der Jubel, den sie noch heute erwecken in den Herzen der tatendurstigen, freiheitsmutigen Jugend, sind der glänzendste Beweis dafür, daß sie aus der Seele des Volkes stammten und ein Bedürfnis desselben aussprachen. Klarer in Erkenntnis der Ursache und der Mittel sind die folgenden Werke Schiller's. Die Quelle des Drucks, sie ist bezeichnet in *Kabale und Liebe*, der Weg zur Abhilfe angedeutet in *Fiesco*. Ja, nach den Riesenschritten, die wir gemacht seit einem halben Jahrhundert, dürfen wir es sagen: die Quelle des Drucks war das Verderben der damaligen Höfe. Es war wahr, was Ferdinand von Walter der Lady Milfort vorwirft, daß die Blüte eines Reichs vergeudet wurde für die Launen einer Favoritin; es war wahr, was der alte Kammerdiener derselben Lady vorwirft, daß Hunderte von Menschenseelen verschachert wurden, um mit diesem Blutgelde die Kosten eines Festes für diese Favoritin zu bestreiten. Ob auch

hier die Kämpfer untergehen in ihrem Streben, die Repräsentanten des Verderbens fallen mit, und es öffnet sich ein freier Raum für eine neue Schöpfung. Diese Schöpfung deutet Fiesco an; aber neben den staatlichen Formen der Zukunft zeigt uns Schiller's ahnende Seele auch den gefährlichsten Feind derselben, den maßlosen Ehrgeiz im freien Individuum! Wenige Jahre später büßte ein unglücklicher Fürst das Verderben der Höfe, das er nicht verschuldete; wenige Jahre später suchte ein großes entfesseltes Volk dasselbe Ziel, wie die Freunde Fiesco's, und wenige Jahre später fand ein glücklicher Fiesco keinen Verrina, der ihn in's Meer schleuderte, und er herrschte nicht nur über Genua, sondern über eine ganze gefesselte Welt. So innig hing Schiller's prophetischer Geist zusammen mit der Geschichte!

Und die Dinge erwartend, die da kommen *mußten*, versenkte sich Schiller in die Vergangenheit, dort den Schlüssel suchend zu den Rätseln der Zukunft. *Die Geschichte des Abfalls der Niederlande* und des *dreißigjährigen Kriegs*, in denen die Grazie der Poesie Hand in Hand geht mit dem Ernste der Historie, sind die schönen Früchte dieses Strebens. Die Größe seines Geistes offenbarten indessen *Maria Stuart*, *die Braut von Messina* und viele andere herrliche Dichtungen, bis es seine Seele drängte, auf's neue prophetisch einzugreifen in den Gang der Begebenheiten. Der allseitig hervortretenden Lauheit in der Verteidigung und Erhaltung der heiligsten Güter setzte er seine *Jungfrau von Orléans* entgegen, diese herrliche Apotheose der Vaterlandsliebe und ihrer Allmacht, selbst bei materieller Schwäche; dem wirren Treiben der Parteien, der unheilvollen Zersplitterung widerstrebte er in seinem *Wallenstein*, diesem Giganten, der mit starker Hand die widerstrebendsten Kräfte einte zu Einem hohen Zwecke, und der erst dann fiel, als er die Bahn seiner historischen Sendung frevelnd überschritt. So ist der Wallenstein zugleich eine ernste Mahnung und ein erhebendes Bild der deutschen Kraft in ihrer Einheit; wir fanden keinen in einer zwanzigjährigen Erniedrigung, und erst als wir des sterbenden Attinghaus mahnende Worte:

Seid einig, einig, einig!

und in die Seele gerufen, als wir Stauffacher's heren Ausspruch:

Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist uns das Schwert gegeben!

zur Tat gemacht, erstand das Vaterland aus seiner Schmach. Und heute wieder möchte jeder Deutsche mit Wallenstein rufen:

Es soll im Reiche keine fremde Macht uns Wurzel fassen und am wenigsten
Die Gallier sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsers deutschen Landes,
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen!

Das Wohl der Menschheit und die Interessen der Freiheit vertrat Schiller indessen in seinem *Don Karlos*, dem herrlichsten seiner Werke; Posa, dieser Träger und Erhalter einer heiligen Idee in trüber und finsterner Zeit, der mutige Vertreter derselben der übermächtigen Despotie gegenüber, ist ein hehres Musterbild bis zum Opfertode für alle Zeiten! Und sollte die Verzweigung Raum fassen im Herzen bei dem Anblicke, daß auch der Mutigste und Edelste fruchtlos unterliegt, so muß uns der *Tell*, Schiller's letztes und größtes Meisterwerk, erheben zu neuer Kraft und neuem Mute. Könnte die Welt zurücksinken in die Finsternis, könnte die schran-

kenlose Willkür von neuem Wurzel fassen und die Menschheit als ihr Spielwerk betrachten, könnte das freie Wort gänzlich unterdrückt und der göttliche Gedanke gehemmt werden in seinem ewigen Gange – an den *Tell* lehnt sich der Glaube, die Hoffnung und die zuversichtliche Bürgerschaft einer bessern Zeit.

Wie ein eherner Leuchtturm, erhellt von dem ewigen und heiligen Feuer der Vesta, erbaut auf den Zinnen eines Granitfelsens, ragt er hinaus in den Ozean der Geschichte, und wie auch die Wogen rasen, die Stürme brausen und schwarze Wolkenmassen den Himmel der Zukunft bedecken, er zeigt leuchtend dem vertrauenden und mutigen Schiffer das Ziel und den sichern Port. Beim Anblicke dieses Wirkens, verehrte Anwesende, wird das Fest unsers Gefeierten zugleich ein Fest des Vaterlandes, ein Fest der Menschheit, ein Fest der schönern, bessern Zukunft. Dieses Wirken macht ihn zum Idol für die edelsten Herzen, die ihre Kraft der Erstrebung einer schönern Zukunft widmen, erhebt ihn so unendlich über den großen Egoismus, der bei dem Weheruf und Freudenschrei des Vaterlandes nichts empfand – als *Unbequemlichkeit*. Deshalb drücken wir heute das Zeichen der Liebe, der Dankbarkeit und der unbegrenzten Verehrung, den Kranz, den die Welt ihm längst geweiht, auf sein edles Haupt, die Werkstätte der göttlichsten Gedanken, und deshalb rufen wir den deutschen Brüdern, die noch zurückstehen, in dieser erhebenden vaterländischen Feier begeistert zu:

„Ja feiert ihn, denn was dem Mann das Leben

Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!“¹

Der heutige Leser hat Mühe zu verstehen, worin das Innovatorische dieser Weise der Schiller-Rezeption bestand, das die Zeitgenossen so lebhaft empfanden, mit der uns Heutigen aber kaum noch eine *in der neuesten Zeit vorzugsweise erkannte Seite* des Schillerschen Werks präsentiert wird. Als Robert Blum jedoch diese Rede im Leipziger Hotel de Pologne vor etwa 150 Zuhörern hielt, war dieser Akt von politischer Brisanz, der eines „Virtuosen der verkappten politischen Feste“² wohl bedurfte. Was sich hier vollzog, was der seit Beginn der Restaurationsepoche erstmalige Versuch der nicht spontanen, sondern geplanten Institutionalisierung politischer Öffentlichkeit im Sinne des uneingeschränkten Zutritts.

Bereits 1837 war es erstmals in Sachsen zu öffentlichen politischen Demonstrationen (aus Anlaß der Durchreise einiger der sieben in Göttingen entlassenen Professoren) gekommen. Blum hielt hierbei seine erste öffentliche Rede. Im gleichen Jahr hatte man in Leipzig den 205. Jahrestag der Schlacht bei Lützen mit der Einweihung eines Gustav-Adolph-Denkmal gefeiert. Etwa zur gleichen Zeit formierte sich erstmals die parlamentarische Opposition im Sächsischen Landtag auch im außerparlamentarischen Raum. Am 30.11.1840 informiert ein österreichischer Agentenbericht über eine „Kegelgesellschaft“, die seit längerem regelmäßig unter Vorsitz Blums oppositionelle Schriftsteller zur Feier historisch-politischer Gedenktage (des Bastillen-Sturms, des polnischen Aufstands) zusammenführe. Aus dem Kreis dieser Kegelgesellschaft konstituiert sich

eine Schriftsteller-Vereinigung, die sich zum Ziel setzt, vor allem die nicht-universitäre schriftstellerische Intelligenz Leipzigs zu organisieren. Unter der Leitung Blums, der Schriftsteller Heller, Kühne und Herloßson sowie des Dozenten für Neuere Geschichte, Eduard Burckhardt, versucht sie auf die Gestaltung der Gedenkfeier des Drucker- und Verlegergewerbes für Gutenberg Einfluß zu nehmen, um dieses Fest zu einer Demonstration gegen die Zensur zu benutzen. Der Plan gelingt nur teilweise und die Schriftstellervereinigung entwickelt sich später unter Vorsitz Heinrich Laubes, der sich nicht „unentwegt zu politischen Äußerungen“ gedrängt sehen mochte, eher zu einer berufsständischen Hilfsorganisation.

Was diese von Robert Blum entscheidend inaugurierten Aktivitäten von älteren organisatorischen Formen, in denen sich in gewissem Umfang ein politisches Raisonement der Bürger entwickelt hatte, von Liedertafeln und Schützenvereinen etwa, unterscheidet, ist die Tatsache, daß Blum sie von vornherein unter dem Gesichtspunkt der Agitation, der Politisierung bisher apolitisch sich verhaltender Bevölkerungsgruppen betrieb. Auf Anregung des badischen Liberalen J.A. v. Itzstein entwickelt Blum im Herbst 1840 die Konzeption einer jährlichen Schiller-Feier für Leipzig, die in ihrer prinzipiell universellen Zugänglichkeit selbst ein Politikum darstellen sollte.

„Wir reden in einem Saale vor Fünfhundert, ... feiern (im nächsten Jahr) ein öffentliches Fest und reden zu Fünftausend. Und wir veröffentlichen in beiden Fällen, was wir sprachen, durch die Presse und reden so zu 30 Millionen! Wir wecken in unserer nächsten Umgebung den Sinn für solche Versammlungen und Verhandlungen, wir stellen dem Volke ein Beispiel mehr hin, daß und warum man Schiller feiern solle, und geben doch vielleicht Anregung zur Nacheiferung“³.

Ganz in dieser Intention ersetzt Blum das aus Schriftstellern bestehende Vorbereitungsgremium durch ein Festkomitee, das breite Bevölkerungsschichten repräsentieren soll und neben Blum aus dem Theaterregisseur Düringer, dem Chemieprofessor Erdmann, dem Buchhändler Friese, dem Zollbeamten Götz, dem Messerschmied Löwe und dem für Zensurfragen zuständigen Stadtrat Seeburg besteht, welcher letzterer dann ironischerweise gezwungen wird, den Toast auf die freie Presse auszubringen. Ein geplanter „Prolog zu Schillers Räubern“ muß dem Zensor geopfert werden, dafür bleibt Blums Rede unbeschnitten, liegt uns heute aber in einer zensurierten Fassung vor.

Es ist in Berichten von Zeitgenossen vielfach belegt, daß es Blum gelang, die *deutschen Brüder, die noch zurückstehen*, nicht nur rhetorisch zu apostrophieren, sondern bisher unpolitische Schichten des handwerklichen Kleinbürgertums, der Handwerksgehlen und Arbeiter tatsächlich zu politisieren. Zwar wurde auch von dem großen Schillerfest in Stutt-

gart von 1839, das Blum zum Vorbild gedient hatte⁴, berichtet, daß eine „unübersehliche Menschenmenge“ auf den Beinen gewesen sei, daß es „das Volk“ gewesen sei, das hier feierte, „und um es noch deutlicher zu sagen, der dritte Stand, eben derjenige, welchen das 19. Jahrhundert zu seinem Rechte gebracht hat“. Auch hier war es „nicht die Kunstbegeisterung, sondern ein allgemein menschliches Interesse, der Drang nach geistiger Freiheit ...“, was in Schiller seinen Repräsentanten erkannte und seinen mächtigen Gehalt in die Verehrung des Dichters legte“⁵.

Auch hier weitete sich der Schillersche „Familienkreis ... zur gesamten Nation“. Aber es waren „geistige Taten“, die Ehre eines „geistigen Befreiers“, in denen sich die „Nation“ als geeinigt zeigte. Wenn die Berichte repräsentativ sind, dann war Stuttgart trotz Volksbelustigung, trotz Schillerbonbons, Schillergebäck und Schiller-Haarbürsten eine Feier der Ideologie. Es war der „Traum von der Feier der Welterlösung“ eines schon zu seinem Recht gebrachten Bürgertums. Der an der Theologie von D. Fr. Strauß orientierte und forciert vorgetragene „Kultus des Genius“ führte zwar prompt zum Zusammenstoß mit der orthodoxen Geistlichkeit, beinhaltete aber auf der anderen Seite einen Verlust an Teleologie und Zukunftsorientierung in den geschichtsphilosophischen Aussagen dieses Festes.

Die Absichten des Leipziger Festes waren andere. Daß es sich im Genua des „Fiesko“ um die *staatlichen Formen der Zukunft* handelte, dies war ein neuer Ton⁶. Die sich mit dem gemäßigt-konstitutionellen Regime in Sachsen durchaus abfindenden Liberal-Konservativen im Schiller-Verein, Heinrich Laube und Karl Biedermann etwa, schätzten es denn auch gar nicht, daß Schiller in dieser Weise „der Menge mundgerecht“ gemacht wurde. Wie diese Äußerung aber noch indirekt zu erkennen gibt, wird Blum nicht unterstellt, den Boden eines vorgängigen bildungsbürgerlichen Konsenses zu verlassen. Dies hat er in der Tat bis ins Jahr 1848 hinein vermieden, wie er überhaupt allem widerstrebte, das geeignet war, eine „Spaltung in das Lager der Opposition“ zu bringen.⁷

Auf der anderen Seite verzichtet Blum (zunächst) wenigstens bewußt darauf, einen in religiöser Hinsicht konfliktuösen Kultus des Genies zu betreiben, auch wenn dergleichen in der Wendung von Schillers Haupt als der *Werkstätte der göttlichsten Gedanken* deutlich genug anklingt. Man hat im Genie-Kultus der Schiller-Vereine und in solchen säkularisierten religiösen Formeln eine Tabuisierungsstrategie sehen wollen, die dazu dient, die eigenen Absichten und Ziele als allgemein verbindlich wertvoll auszugeben und dadurch zu legitimieren⁸. Das hat natürlich nur dort Zweck, wo der Kultus des Genies auf Akzeptabilität rechnen kann: im protestantischen Bildungsbürgertum, nicht aber bei den traditionell noch stark religiös gebundenen Kleinbürgerschichten. Auf deren Bünd-

nis mit dem Bildungsbürgertum ist aber gerade Blums Agitation gerichtet. Dies ist die konsequent hergestellte Basis, die den Theatersekretär Blum zu einer gewichtigen politischen Potenz in Sachsen werden läßt.

Die damit verbundenen politischen Intentionen sind nun offensichtlich für die Art der von Blum betriebenen Schiller-Rezeption bestimmend. Es ist –rezeptionsästhetisch gesprochen – nicht der Versuch, eine neue Rezeptionsweise durchzusetzen, sondern eine schon *vorzugsweise erkannte Seite*, eine schon etablierte Rezeptionsweise zusätzlich zu konkretisieren. Dies strukturiert fast alle Schiller-Reden Blums. Es ist keine Carmouflage, wenn Blum stets davon spricht, nur zu vollziehen, was ohnedies der Fall ist, den *Kranz aufzudrücken, den die Welt längst geweiht*. „Schiller hat die Jünglinge und Jungfrauen samt und sonders für sich, das flache Land, die Städte in den Provinzen, die Enthusiasten, die Reinen, denen nur das Reine rein ist“, urteilt Blums Freund, der Schriftsteller Hermann Marggraff 1938, „Goethe die Geistreichen, die über Vorurteile erhabene Gesellschaft ...; er hat für sich den Salon, das Katheder, das emanzipierte Sofa, die junge und alte Blüte der Hauptstädte“⁹. Und so muß auch Blum die Lizenz, unter deutlicher Anspielung auf Goethe den *Egoismus* der Bequemlichkeit anzuprangern, alsbald mit dem Zitat von Goethes „Epilog“ auf Schiller ausgleichen, freilich nicht ohne Goethes Worten ihrerseits eine sehr einsinnige Konkretion zu geben.

Es geht darum, wie Gutzkow bei einer Schiller-Rede in späteren Jahren sagte, daß „solche Festesworte“ „der dankbaren Erinnerung einen möglichst gemeinsamen Ausdruck geben,“¹⁰ nicht nur der *Erinnerung*, wie zu zeigen bleibt. Die rezeptionsästhetische Erwägung, daß es letztlich an der Beschaffenheit der Schillerschen Texte liegen muß, daß sie eine solche Rezeption in integrativer Absicht erlauben, ist den Rednern des Vereins selbst nicht fremd. Gutzkow spricht von der „zerronnenen Unbestimmtheit“¹¹ der Schillerschen Werke; Blum selbst meint, nur der könne wie Schiller zum Dichter des Volkes werden, der sich „zum veredelten Organe der Gesamtünsche und Gesamtbestrebungen seiner Zeit macht“¹². Den rhetorisch aufgenommenen Vorbehalt, man lege in Schiller hinein, was man in ihm finden wolle, wehrt er mit der nahezu zynischen Bemerkung ab, es sei umso „ehrvoller“, wenn Schiller das „Gute und Notwendige leistete ohne Reflexion und Vorbedacht“, denn dies erst sichere ihm die Unsterblichkeit. Dies ist aufschlußreich: Die Interessennahme, mit der die Rezeption erfolgt, unterstellt der Rezeptionsvorgabe einerseits die Qualität der Unbestimmtheit (dessen, *was* gut und notwendig ist), andererseits aber eine formal bleibende verpflichtende Norm (*überhaupt* gut und notwendig). Die in die Texte eingegangene – und in begleitenden Äußerungen ausgesprochene – Wirkungsintention Schillers bleibt absichtlich unberücksichtigt. Die Rezeption als eine in den Texten schon

antizipierte (in Gestalt des „immanenten“ Lesers/Rezipienten) normiert nicht die eigene Rezeption. Die Texte werden gar nicht als Rezeptions*vorgaben* behandelt, sondern als entfremdete und „absolut“ gewordene Kulturwerte, die gerade wegen ihrer Entfremdung das Rezeptionsinteresse zu rechtfertigen geeignet sind. Erst die zusätzliche Fiktionalisierung des Autors, die durch das Absehen von dem an einer bestimmten Rezeption interessierten realen Kommunikator Schiller zuwege gebracht wird, ermöglicht es, Schiller als *Muster und Vorbild für die edelsten Bestrebungen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft* auszugeben.

Darin ist angedeutet, worum es geht: Es soll für eine gemeinsame Gesamtpraxis 1.) eine historische Tradition gebildet werden, 2.) eine integrale Interpretation der gegenwärtigen Situation gegeben werden und 3.) ein Normenkonsens für diese Praxis herbeigeführt werden. In Blums Rede von 1847 wird es noch expliziter ausgesprochen:

„So knüpfen uns Schillers schöpferische Dichtungen mit den innigsten Banden an die Vergangenheit; so zeigen sie uns mit ehernem Finger die Bedürfnisse der Gegenwart und die hohen Pflichten, die wir zu erfüllen haben“¹³.

Alle drei Aspekte sind nicht unabhängig voneinander, sondern nur verschiedene Seiten dessen, was Blum die *historisch-prophetische Bedeutung* Schillers nennt, mit welcher Formulierung ja ganz offensichtlich die um ihrer beabsichtigten Wirkung willen ergriffene und empfohlene Rezeptionsweise formuliert wird. Der Sinn der Wortverbindung ist offenbar, daß das, was durch Schiller-Rezeption für die Zukunft zu gewinnen ist, wesentlich daran gebunden ist, daß es nicht als ein nur theoretisch Ausgesprochenes, sondern selbst in Praxis Verwirklichtes erscheint. Es gilt nicht einfach nur, aus Schillerschen Texten Normen zu rezipieren, sondern *Exempel verwirklichter Praxis*. Schiller ist selbst *Kämpfer für Wahrheit, Völkerwohl und Freiheit* – deswegen ist es nötig, den *Zusammenhang seiner Schöpfungen mit den Ereignissen seiner Zeit* zu betrachten. Man hat unserem obigen Befund entsprechend auch von soziologischer Seite darauf hingewiesen, daß im Kultus des Genius der Dichter in seiner eigenen Biographie gar nicht ernst genommen werde, daß sich an die Stelle der historischen Person eine fiktionale „Bezugsperson“¹⁴ schiebe, die lediglich dazu da sei, die Werte einer sozialen Gruppe zu repräsentieren und als tote Person nur umso besser dazu geeignet sei, da sie sich gegen die symbolische Repräsentation der Werte der Gruppe nicht mehr zur Wehr setzen könne. Auf jede historische Forschung, die diese Fiktion der Gruppe zu zerstören geeignet sei, reagiere die Gruppe deswegen allergisch¹⁵. Dies ist richtig, muß aber durch den Gesichtspunkt ergänzt werden, daß die Legitimierung eigener Handlungsziele einer Gruppe durch eine diesen Zielen entsprechende sekundäre Traditionsbildung entscheidend davon abhängt, daß die Differenz zwischen dem

fiktionalen Repräsentanten der eigenen Werte und ihrem Substrat in der historischen Wirklichkeit zumindest denen nicht erkennbar wird, die aus agitatorischen Gründen an die Identität von fiktionalen und realen Werten glauben sollen. Die eigenen Werte müssen als historisch schon inkarnierte zumindest erscheinen, damit sie den Charakter des nur Postulativen verlieren und als realisierbare glaubwürdig werden. Der vorgängigen Interpretiertheit dessen, was als Exempel in Erscheinung treten kann, entspricht die historische Beglaubigung aus zweiter Hand: es müssen eben Schillers leibliche Söhne und Enkel sein, die zu Denkmalsenthüllungen herbeigezerrt werden. Deswegen hält man auch Reden über Schillers Mutter. Blum bemüht sich gleich nach Gründung des Schiller-Vereins um eine Wiederauffindung der Behausung Schillers während dessen Aufenthalts in Leipzig. Bei der Enthüllung einer Gedenktafel an dem Haus erklärt er 1841, nachdem er über die Erhabenheit und Verehrungswürdigkeit Schillers gesprochen hat:

„Aber an dieser Stelle, in diesen beschränkten Umgebungen, die alle an das gewöhnliche Leben erinnern, fühlen wir es lebhafter als je: daß auch Schiller Mensch war wie wir; hier hat er gelebt und geatmet, hier ist er aus- und eingewandert, hier hat er... Hier also, wo Alles uns erinnert an die Menschlichkeit des unsterblichen Dichters und doch zugleich an sein schönes und großes Wirken, hier muß der ernste Wille, der Entschluß, ihm nachzueifern, seiner uns würdig zu machen, emporflammen in unsere Seele und zur Tat werden“¹⁶.

Schließlich erwirbt der Schiller-Verein einen alten Rock Schillers und stellt ihn aus; man tanzt. Auf den dagegen erhobenen Vorwurf des Fetischismus antwortet Blum mit der Erklärung, in solchen Vorhaltungen zeige sich nur der Ärger der Kritiker darüber, „daß die Völker nicht mehr tanzen wollen“ nach ihren traditionellen Melodien¹⁷. Hierum geht es in der Tat: Neustiftung konkurrierender Tradition. Der revolutionäre Kritiker der traditionellen Gesellschaft braucht nicht nur die Rechtfertigung seiner Normen aus der von Verflechtung ins Historische unbefleckten Sittlichkeit, er braucht auch das Exempel der Inkarnation des Reinen. Deswegen auch die ständige Rede von der Reinheit, Würde und Sittlichkeit der Schillerschen Dramenfiguren und ihres Dichters selbst.

Hinter den scheinbar nur historischen Aussagen über den Zusammenhang der Werke Schillers mit den *Ereignissen seiner Zeit* verbirgt sich aber zugleich eine zweite Seite in der Funktion des Exempels: Schiller als *Muster und Vorbild*, als *Leuchtturm* in dem *Ozean der Geschichte* hinstellen, heißt nicht nur ein Beispiel für etwas abstrakt schon Gewußtes geben. Die Funktion des Exempels ist es vielmehr, den Hörer durch die Betätigung seiner Urteilskraft über einen vorgelegten Fall zugleich zu einer Einsicht aufzufordern, die ihre unmittelbare Applikation auf die Interpretation der eigenen Situation mit sich führt. Dies ist auch der

Grund für die tiefe Zweideutigkeit des vorgelegten Redetextes, an der selbst die Zensurierung scheiterte: die *Notwendigkeit einer Umgestaltung*, der *furchtbare Druck*, die *Freiheit*, die der *gegebene Staat nicht gewährt*, das *Verderben der damaligen Höfe*, die Allmacht der Vaterlandsliebe *selbst bei materieller Schwäche*, u.a.m. – diese scheinbar rein historischen Aussagen sind zugleich Gegenwartsaussagen. Sie sind von sprachlichen Anweisungen begleitet, das Besondere des Falles auf die darin enthaltene normative Verbindlichkeit der Interpretation des Falles zu durchschauen: Der *allgemeine Druck* wird von dem *speziellen* in Württemberg unterschieden; der Jubel, den die „Räuber“ *noch heute erwecken*, kann ja unmöglich nur bedeuten, daß sie in der Vergangenheit einem *Bedürfnis entsprachen*; erst in der Anwendung auf Napoleon wird der „Fiesko“ zugleich zu einem belehrenden Modell für die *staatlichen Formen der Zukunft*.

Das Sprechen über Schillers Werke enthält auf einer zweiten Sprachebene einen Code der aufrührerischen Agitation, der „Wühlerei“ – wie Blum zu sagen liebte. Es ist Agitation im ursprünglichsten Wortsinn: ein In-Bewegung-Bringen der Reflexion über die Praktikabilität eines unbedingt Gebotenen. Jemand, der das Gebotene könnte, konnte den Code sehr wohl verstehen, hätte er auch keine Zeile von Schiller gelesen. Exempel „setzen“ – nach einer Definition Kants – „die Tunlichkeit dessen, was das Gesetz gebietet, außer Zweifel“¹⁸. Sie sichern seine Anwendbarkeit auf den eigenen Fall gegen anders geartete Situationsinterpretationen ab.

Freilich, was hier in seiner Anwendbarkeit außer Zweifel gesetzt werden soll, ist nicht ein positives Gesetz, sondern sind Schemata und Abläufe zukünftigen Handelns. Dies ist die dritte Seite an der von Blum verfolgten Rezeptionsweise Schillers und seiner Werke: die der Belehrung über *keckes* und daher flasches revolutionäres Verhalten, über *Erkenntnis der Ursachen und Mittel*, über die *Quelle des Drucks* und den *Weg zur Abhilfe*, über die *staatlichen Formen der Zukunft* und deren Gefährdung. Schillers Dramen sind in der Abfolge ihrer Entstehung ein Exempel der Konsequenz, welche eine Revolutionstheorie nötig hat. Gewiß beinhaltet diese Interpretation die Empfehlung einer Rezeptionsweise. Aber letztlich geht es nicht um einen Hinweis auf Möglichkeiten zur theoretischen Verständigung über moralisch-politische Normen, nicht abstrakte Erörterung ist der Zweck des Exempels, sondern die Aufforderung, das Erforderliche und Gebotene in Beziehung zu setzen zur eigenen Situation. Nicht ein Modell zur Anwendung wird angeboten, sondern eine Aufmunterung zur selbstverantworteten, aber konsenshaften Nachfolge. Die Orientierung am poetischen Exempel bezweckt das genaue Gegenteil von bloßer Übernahme und Fortsetzung irgendwelcher Traditionen.

Wie unmittelbar auf konsenshafte Praxis abgehoben wird, zeigt dies:

1840 war es zu einer antifranzösischen nationalistischen Welle in Deutschland gekommen, nachdem französische Angriffspläne bekannt wurden. An diesem „Wacht am Rhein“-Taumel hatten sich gerade auch führende Mitglieder des Schiller-Vereins beteiligt. Blum hielt eine antifranzösische Wendung des deutschen Nationalismus wegen der fortgeschritteneren demokratischen Entwicklung in Frankreich für verhängnisvoll, suchte in seiner publizistischen Tätigkeit dagegen zu opponieren, um dem Freiheitsprinzip wieder Vorrang vor dem Nationalstaatsprinzip zu geben. Aus diesem Zusammenhang wird verständlich, weshalb er in seiner Rede „Die Jungfrau von Orleans“, „Wallenstein“ und „Don Carlos“ außerhalb der chronologischen Abfolge erwähnt. Die Interessen der mehr „national-liberal“ gesonnenen Mitglieder kommen voll zur Geltung, werden aber relativiert durch Überbietung:

„Das Wohl der Menschheit und die Interessen der Freiheit vertrat Schiller *indessen* in seinem Don Karlos, dem herrlichsten seiner Werke. Und Posa ist Musterbild für *alle* Zeiten.“

Eng verbunden mit der Exempel-Funktion ist nun ein weiterer Aspekt der von ihm verfolgten Rezeptionsweise, nämlich das Interesse an einer emotiven Wirkung der Rezeption. Wir wollen dies das homiletische Interesse nennen. Es gilt, der *Verzweiflung* zu wehren, *Kraft* und *Mut* zu spenden, Glaube, Hoffnung und *zuversichtliche Bürgschaft einer besseren Zeit* zu gewähren. Schiller stellt nicht nur Recht und Freiheit dar, sondern malt sie – wie es in einer späteren Rede heißt – „mit hinreißender Begeisterung“, er lenkt „uns“ „mit zauberischer Allgewalt“¹⁹. Er hat „Jubel und Freude, Schmerz und Entrüstung, Muth und Ausdauer, Duldung und Ergebung, Kraft und Begeisterung, Mäßigung und Klugheit in unsere Seelen gehaucht“²⁰.

Die Rezeption Schillerscher Werke verspricht die Befriedigung affektiver Bedürfnisse, so scheint es. Haben wir es hier mit Aussagen über textuelle Wirkfaktoren zu tun? – Wir glauben es nicht. Was ihn *mit tausend Liebesbänden festkettet an die Herzen seiner Nation*, das kommt wohl weniger durch textuelle Wirkfaktoren als vielmehr durch die rezipientellen zustande. Es sind Hypostasierungen der emotional erlebten Gemeinschaft der sozialen Gruppe der Gleichstrebenden. Auch wenn es über den Zweck des Leipziger Schiller-Vereins in den Statuten vergleichsweise prosaisch heißt, er bestehe darin, „die Wirksamkeit der deutschen klassischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten und insbesondere das Andenken Schillers zu feiern“²¹, so ist das Interesse an der homiletischen Wirkung der Rezeption wie der Feiern selbst sicher der weit wichtigere Zweck gewesen. Schiller-Vereine und Schiller-Feiern waren vornehmlich nicht zweckrationale Institutionen, sondern emotionale Vergemeinschaftungen im Sinne Max Webers. Und die *Liebe, Dank-*

barkeit und unbegrenzte Verehrung gelten Schiller nur insoweit, als er *Idol für die edelsten Herzen* nämlich symbolischer Repräsentant eigener Normen und Handlungsziele ist. Hieraus erst resultiert der Verpflichtungscharakter, der von den Rednern betont wird: „Wir dürfen nicht allein, wir müssen ihn verehren“. Die homiletische Rezeption bezweckt aber nicht nur eine emotionale Gruppenstabilisierung mit bloßer Schutzfunktion nach außen, sie ist vielmehr zugleich eine einer „Öffentlichkeit“ angesonnene und zugemutete Affektbesetzung. „Du treues, deutsches Volk wirst Deinen Schiller nie vergessen – denn solchen Undank kennt der Deutsche nicht“²². Doch dies ist 1855 geschrieben – und hier mag schon etwas von der Unlust heutiger Gedenkfeiern anklingen. Im Vormärz klingt es in den Festberichten ganz anders; die Lustbarkeit ist wesentlicher Bestandteil des Festes; die Aufforderung zu konsenshafter Praxis wäre nichts ohne das Versprechen des Lustgewinnes. Exempelstruktur und homiletische Funktion gehören zusammen. Befindlichkeiten lassen sich kaum genau rekonstruieren man kann nur ihren Ausdruck auf seine Glaubwürdigkeit prüfen. Über den Augenblick der Denkmalsent-hüllung in Stuttgart wird berichtet:

„Sehet da ein Volk die Häupter entblößen! Aus tiefem Schweigen bricht ein donnernder Jubelruf hervor, Instrumente und Stimmen wetteifern im Jauchzen; in diesem trunkenen Aufschwung eines gesitteten Volkes feiert die Menschheit sich selbst...“²³.

Aber das latent Unpolitische, bloß Entlastende solcher Feste wird zugleich deutlich, wenn es weiter heißt:

„Es war ... nur *eine* Empfindung herrschend und in diese alle besonderen Reflexionen, Erinnerungen, Wünsche und Träume zerflossen“²⁴.

Auch dies war in Leipzig – allem Anschein nach – anders. Blum behielt nicht nur das „Daß“, sondern auch das „Warum“ der Feiern im Auge. Den politischen Intentionen der Feste entspricht der Zumutungscharakter der Affektbeziehungen. Es bedarf nicht nur des Einwilligens in eine emotionale Gemeinschaftserfahrung, sondern auch des öffentlichen Bekenntnisses der Affektbeziehungen. Gustav Kühne, ein weiteres prominentes Mitglied des Vereins, dichtet:

„Und wo die Mutter Gottes
sonst pflegt im Schrein zu steh'n,
Da laßt vor aller Augen
uns Schillers Büste seh'n“²⁵.

Fragt man schließlich, warum es denn überhaupt ein Dichter und näherhin dessen fiktionale Texte waren, die hier einer Rezeptionsweise dienen oder botmäßig gemacht wurden, welcher es auf Exempel für das politische Raisonement und auf die symbolische Repräsentation von Handlungsnormen und emotionalen Gemeinschaftswerten ankam, so ist darauf

wohl nur eine sozialgeschichtliche Antwort möglich. Es ist – in anderer Formulierung – die Frage danach, warum für das revolutionäre Bürgertum ein realpolitisches Paradigma des eigenen Handelns nicht zur Verfügung stand oder nicht zur Verfügung zu stehen schien. Dieses Paradigma konnte nur die Französische Revolution von 1789 sein. Aber wegen des Rückstandes der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland war es zu einer ideologischen Bereitschaft, ihre Handlungsmuster zu übernehmen nicht gekommen. Kant, der als einer der wenigen an seiner positiven Einstellung zur Französischen Revolution nicht wankend wurde, äußerte sich 1798 im „Streit der Fakultäten“ dazu:

„Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie zum zweitenmale unternehmend glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nie beschließen würde, – diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine *Teilnehmung* dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Äußerung selbst noch mit Gefahr verbunden war, die also keine andere als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann“²⁶.

Die auf das abstrakte Individuum gestellte Autonomie der Sittlichkeit führte zwar die Ablehnbarkeit einer Bestimmung des Handelns aus bloß traditionellen, wegen ihrer Institutionalisierung schon Geltung beanspruchenden Bestimmungsgründen mit sich, mußte aber auf der anderen Seite auch wirklich revolutionäre Praxis eines jeden Paradigmas berauben, wenn sie – wie es weithin geschah – zur Ethik des Kleinbürgertums wurde. Ein so entschiedener Revolutionär wie Robert Blum vermochte im Jakobinismus trotz aller Anerkennung seiner „furchtbaren Größe“ letztlich nur „blutige Verirrungen“²⁷ zu erblicken. Da aber der Mensch – um nochmals mit Kant zu sprechen – „ohne etwas, was er zum Beispiel im Erfahrungsfalle machen könnte, bei der Hand zu haben, dem Gesetz seiner praktischen Vernunft nicht den Gebrauch in der Anwendung verschaffen“²⁸ kann, bedurfte es eines Exempels, bei welchem die Reinheit der durch nichts Heteronomes bestimmten Sittlichkeit sich als solche verwirklicht zeigte. Solche Exempel pflegen fiktional zu sein. So ist es am Ende erklärlich, daß die politischen Rezeptionsinteressen kleinbürgerlicher Revolutionäre sich auf Texte eines Dichters richten konnten, zu dessen ästhetischen Grundüberzeugungen es gehörte, daß nur in der Kunst Freiheit in die Erscheinung treten könne.

Es liegt eine merkwürdige Symbolik darin, daß Robert Blum an dem Tag, als er sich – zu spät und ohne Hoffnung – in Wien den Revolutionsstreitkräften zur Verfügung stellte, eigentlich in Leipzig erwartet wurde – zur Schiller-Feier.

Es gibt keinen Sinn, die politische Schiller-Rezeption als eine ästhetisch und literarisch nicht belangvolle zu kritisieren. Freilich feierte man ein „politisches Fest“, man tat es im Bewußtsein, daß nicht „alles vor dem Richterstuhl der ästhetischen Kritik“³⁰ bestehen könne und daß gegen das ästhetische Urteil „schwer anzukämpfen“ sei. Derartige Äußerungen stehen im Kontext der Kunstauffassung des Jungen Deutschland, das ja auch mit dem Widerspruch gegen die Kunstauffassung der „Kunstperiode“ (Heine) nicht das Ende aller Poesie einleiten wollte. Freilich eine Funktionsbestimmung von Kunst, die der klassischen Ästhetik entspräche, liegt der Schiller-Rezeption nicht zugrunde. Schiller sei nicht geeignet für die „ästhetischen Kleinmeister“ und die „lüsternen Kunstjünger, die in der Seele vor ihm erschrecken“, weil er ihre „konventionellen Schonungen und Gehege durchbreche“, schreibt Menzel tonangebend. Man kann solche Äußerungen auch als den sehr begründbaren Widerspruch gegen die Trennung von Ästhetik und Ethik lesen. Will man der neuesten Arbeit über die Wirkungsgeschichte Schillers Glauben schenken, dann freilich hat es im frühen 19. Jahrhundert mit der einen Ausnahme Wilhelm von Humboldts überhaupt keine „sachgerechte Deutung“ des Schillerschen Werks gegeben, die sein Werk „als ein trotz allem eigengesetzliches Gebilde in bruchloser Einheit gesehen“³² hätte. Im Sinne einer dogmatischen Kunstauffassung handelt es sich nicht um eine „ästhetische Rezeption“.

Die politische Schiller-Rezeption ist in mindestens zweierlei Hinsicht zugleich ästhetisch:

Sie setzt die Fiktionalität der Rezeptionsvorgabe entscheidend voraus und zweitens: sie ist wie alles Lernen aus geschichtlicher Erfahrung mit ihrer Exempel-Struktur auf ein reflektierendes Beurteilen anstatt eines theoriegeleiteten Klassifizierens von Situationen angewiesen. Diese Reflexion über die Situationsinterpretation, die im konkreten Fall gegen alle vermeintlichen Besonderheiten anzunehmen ist, hat eine vortheoretische und latent – verführerisch oder homiletisch – ästhetische Seite. „Ästhetisch“ in dem Sinne, daß es sich bei der auf das Exempel ausgerichteten Rezeptionsweise um ein – auch für die Handlungsschemata untersuchende Rezeptionsästhetik belangvolles – Schema von großer lebensweltlicher Relevanz handelt, ob nun die Rezeptionsvorgabe ein „Kunstwerk“ ist oder nicht.

- 1 Vgl. H. U. Gumbrecht, Literaturverzeichnis Nr. (= Lit.) 28, S. 49.
- 2 I. Kant, Kritik der Urteilskraft, § 49.
- 3 G. W. F. Hegel, Ästhetik, hg. Bassenge, Bd I, Berlin/Weimar 1965, S. 259.
- 4 ebd., S. 27.
- 5 W. Kayser, Das sprachliche Kunstwerk, Bern ¹1962, S. 12.
- 6 Erich Köhler, Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung, Tübingen 1956; Erich Auerbach, Das französische Publikum des 17. Jahrhunderts, München 1933; Heinrich H. Houben, Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart, Berlin 1924, Bremen 1928; Levin L. Schücking, Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung, Leipzig/Berlin 1931; Lucien Goldmann, Soziologie des modernen Romans (1964). Neuwied 1970. Mehring: Lit. 15; Escarpit: Lit. 36.
- 7 Vgl. Lit. 1.
- 8 W. Kayser, Das literarische Leben der Gegenwart, in: Deutsche Literatur in unserer Zeit, Göttingen ³1961, S. 5-31, bes. 8 ff.
- 9 H. R. Jaub. Lit. 8, S. 154.
- 10 ebd., S. 170.
- 11 ebd., S. 186.
- 12 Vgl. ebd., bes. Kap. VII, S. 173 ff.
- 13 ebd., S. 189.
- 14 Franz Kafka, „Kleine Fabel“; in: F. K., Sämtliche Erzählungen, hg. P. Raabe, Frankfurt/M. 1972 (Fischer Tb.), S. 320. Der Autor war von uns nicht angegeben worden.
- 15 Vgl. hierzu N. Mecklenburg/H. Müller, Erkenntnisinteresse und Literaturwissenschaft, Stuttgart u. a. (Urban Tb.), 1974, S. 78-81.
- 16 Die Termini „Rezeptionsvorgabe“, „Rezeptionsweise“ und „Rezeptionsbedingung“ übernehmen wir von M. Naumann, Literatur und Probleme ihrer Rezeption (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 215-237; vgl. auch Lit. 30, S. 83-97.
- 17 Vgl. die neueste Interpretation: H.-C. Graf v. Nayhauss, Franz Kafkas „Kleine Fabel“, Wirkendes Wort 24 (1974), S. 240-250. Graf von Nayhauss greift für seine Interpretation, die er gegen die falschen, gängigen der Fachwissenschaft und Fachdidaktik hält, auf die literatur- und sprachtheoretischen Überlegungen Kafkas zurück, die ihrerseits zeitypisch seien. Dieser Rückgriff auf den Autor schützt jedoch keinesfalls vor jener interpretativen Ausbeute, die von Nayhauss anderen Deutungen vorwirft; auch er „beutet“ in prinzipiell vergleichbarer Weise aus, wenn er etwa über die Lehre der Katze den rein interpretativen Satz spricht: „Sie ist aus der Perspektive einer von Katzen bestimmten Welt gesprochen, die den Mäusen keinen Raum läßt.“ (S. 242) Graf von Nayhauss kann allenfalls behaupten, daß es sinnvoll sei, auf Kafkas theoretische Überlegungen zurückzugreifen. Dies hindert aber z. B. nicht daran, den Text in ganz anderer Weise biographisch zu deuten; etwa so wie es J. Demmer (F. Kafka. Der Dichter der Selbstreflexion, München 1973) in anderem Zusammenhang vorschlägt, nämlich als Ausdruck einer bestimmten biographischen Situation, wobei mit Autor-Zitaten auch nicht gespart werden braucht. Zu weiteren Interpretationen vgl. neben der bei von Nayhauss angegebenen Literatur u. a.: K.-H. Fingerhut, Die Funktion der Tierfiguren im Werke F.

Kafkas, Bonn 1969, S. 171-180; J. Kobs, F. Kafka, Bad Homburg 1970, S. 527-528.

- 18 Hierzu zuletzt: H. Eggert/H. C. Berg/M. Rutschky, Lit. 21, S. 274 f.

TEIL II

- 1 Interpretationsbeispiele zum „Wilhelm Tell“ sind leicht greifbar in: Erläuterungen und Dokumente. Friedrich Schiller, Wilhelm Tell, Stuttgart 1969 (Reclam UB 8102). In der für Schulzwecke bestimmten Auslegung von Gustav Kettner (Schillers „Wilhelm Tell“, Berlin 1909) heißt es: „Wir vermissen die starke, überragende Persönlichkeit, die den unklaren und schwankenden Willen der Vielen einheitlich zusammenfaßt und rasch entschlossen zur entscheidenden Tat lenkt. ... Erst durch die Tat Tells und das Eingreifen des neuen Lehnsherrn soll nach Schillers ... Darstellung die Erhebung in ganz anderer Weise, als es geplant war, zur Ausführung gelangen“ (S. 102). Auch W. Muschg sieht 1959 hierin „eine Wendung, die wir heute, wo das Verhältnis zwischen Individuum und Staat auch in der Demokratie wieder ein Problem ist, als genial empfinden“ (Schiller. Die Tragödie der Freiheit, in: B. Zeller (Hg.), Schiller. Reden im Gedenkjahr 1959, Stuttgart 1961, S. 237; zit. auch in: Erläuterungen und Dokumente, a.a.O., S. 106 f.).
- 1a „Wissenschaftliche“ Interpretationen pflegen sich nicht durch einen Verzicht auf solche Vereinheitlichung auszuzeichnen. Jedoch wird in ihnen häufig der Widerstand des Textes gegen eine auf Konsistenz gerichtete Leseweise mit einem Mittel überwunden, das man den „interpretatorischen Optativ“ nennen könnte. So ist z. B. Georg Witkowski (Zur Jahrhundertfeier von „Wilhelm Tell“, in: G. W., Miniaturen, Leipzig 1922, S. 185-199) der Meinung, das Drama erschliefe sich als Freiheitsdrama, „sobald das Schweizervolk als der Held betrachtet wird“, findet es auf der anderen Seite aber „schade, daß Schiller dieses Schauspiel nach Wilhelm Tell benannt hat“. Berthold Litzmann (Zur Jahrhundertfeier von Schillers „Wilhelm Tell“, Deutschland, Bd. 2 (1904), S. 304-318) sieht auch das Schweizervolk als eigentlichen Helden an, wünscht ihm aber in Tell einen weniger reflektierenden Führer: „Wenn Schiller den Mut gehabt hätte, seinen Tell ... resolut vorgehen zu lassen..., es wäre wohl nicht nur vom künstlerischen und sittlichen Standpunkt aus das Richtigere, sondern auch das Wirksamere gewesen“. Kettner (a.a.O.), demzufolge alles auf die Notwendigkeit des starken Führers zulaufe, gesteht doch, daß die Verbindung der Handlungsstränge „leider“ „rein theatralisch“ sei. Theodor Curti (Schillers Freiheitsdichtung. Wilhelm Tell, Festvortrag gehalten bei der Schillerfeier des Frankfurter Demokratischen Vereins den 6. Mai 1905, Frankfurt/M. 1905) feiert „in diesem unseren Zirkel“ „Tell“ als „demokratisches Drama“, findet es aber ebenfalls „zweifellos befremdlich, daß Tell nicht im Mittelpunkt des Ganzen stehe, tut dies aber als eine „Kontroverse der Ästhetik“ ab. Das Interesse, von dem die Konsistenzherstellung geleitet wird, ist offenkundig; es wäre deswegen falsch, in solchen interpretatorischen Optativen ästhetische Wertungen zu vermuten. Sie werden erst durch das Interesse an der Legitimierung der eigenen interpretatorischen Aneignung hervorgebracht.
- 2 G. Wienold, Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte. Lit. 14, S. 97-134, bes. S. 129-132.

- 3 Wir vernachlässigen hier, worauf es im Zusammenhang unserer Argumentation nicht ankommt: daß nämlich auch rezeptionsästhetisch orientierte Texttheorien die Rezeptionsbedingungen beim Rezipienten einbeziehen wollen. Die Form der Aussage ist dann so: Eine Textbeschaffenheit T_1 hat eine Wirkung der Art *entweder* W_1 , wenn Rezeptionsbedingungen der Art B_1 gegeben sind, *oder* W_2 , wenn B_2 gegeben ist, *oder* W_n , wenn B_n gegeben ist (wobei wir hier schon „Rezeptionsbedingung“ als summarischen Oberbegriff für alle möglichen Bedingungen, also auch Rezeptionsweisen, verwendet haben). Es ist mehr als fraglich, ob sich im je individuellen Fall die vorliegenden Bedingungen auf seiten des Rezipienten auf eine einigermaßen begrenzte Anzahl von Typen eingrenzen lassen; auf dieses Argument soll es aber hier nicht ankommen.
- 4 In Anschluß an M. Weber versteht man unter „sinnorientiertem“ oder „intentionalem“ Handeln ein an „Zielen“ oder „Motiven“ ausgerichtetes, im je konkreten Fall einzelne „Zwecke“ verfolgendes Tun oder Unterlassen, das Objektivierung sozialisierter Individuen und weder bloß reaktiv (physiologische Reize) noch bloß „ereignishaft“ ist (wie der Zusammenprall zweier Radfahrer). Solches Handeln *kann* ins Bewußtsein erhoben werden („Reflexivität“) und also zum Gegenstand von Überlegungen der Handelnden selbst werden. Selbstverständlich ist damit lediglich die prinzipielle Struktur von Handeln in einem sehr weiten Sinne umschrieben. Im einzelnen mag der jeweils Handelnde durchaus, wenn er etwa zu einem Buch greift oder es zuschlägt, nicht das „Gefühl“ haben, „sinnorientiert“, „intentional“ und nach „Zwecken“ handelnd zu verfahren. Insofern handelt es sich bei dem Ausgehen von einem solchen Handlungsbegriff keineswegs um eine „rationalistische“ Reduktion menschlichen Verhaltens (wie gerne vermeint wird), sondern um eine rationale Rekonstruktion menschlichen Verhaltens.

Vgl. hierzu:

- Jürgen Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Phil. Rundschau, Beiheft 5, Tübingen 1965, bes. I, 4, S. 58-79; Helmut Girndt, Das soziale Handeln als Grundkategorie erfahrungswissenschaftlicher Soziologie, Tübingen 1967; H. Haferkamp, Soziologie als Handlungstheorie, Düsseldorf 1971. Zur Unterscheidung von Ursache-Wirkung-Systemen von intentionalem Handeln vgl. Georg von Wright, Erklären und Verstehen, Frankfurt/M. 1974; ders., Norm and Action, London 1963; G. E. M. Anscombe, Intention, Oxford 1957.
- 5 Naumann, Lit. 24, S. 229; Jauß, Lit. 18, S. 32-36.
- 6 Mandelkow, Lit. 35, S. 380.
- 7 Die Sachlage wird noch dadurch kompliziert, daß das Wort „Wirkung“ außer der von uns vorgeschlagenen Bedeutung des Endzustandes eines durch eine Rezeptionshandlung in Gang gebrachten Prozesses im Leser auch noch das Gesamtergebnis des Rezeptionsvorgangs, einschließlich etwaiger Folgehandlungen des Rezipienten, bezeichnen soll, also nicht nur etwaige spontane psychische oder somatische Reaktionen, sondern auch noch das Ergebnis weiterer intentionaler Handlungen; dies ohne Unterschied, ob in sie die vorige Rezeption als Legitimationsgrund einer Handlungsorientierung oder als bloß kausal wirkender Faktor eingegangen ist. Diese vielfache und unklare Verwendung des Ter-

- minus „Wirkung“ liegt auch bei den Autoren vor, die doch einen Definitionsvorschlag (Wirkung als Steuerung durch den Text) machen. Vgl. Naumann, Lit. 24, S. 229, 236; Jauß, Lit. 18, S. 33).
- 8 Insofern mehrere Rezipienten gleich geartete Erwartungen haben, kann man auch mit Jauß (Lit. 8, S. 173-177) von einem *Erwartungshorizont* sprechen.

TEIL III

- 1 Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 fünfzig Jahre nach dem Tode Schillers hrsg. vom Schiller-Verein zu Leipzig, Leipzig 1855, S. 4 ff.; im folg. zit. als „Gedenkbuch“.
- 2 Siegfried Schmidt, Robert Blum, Weimar 1971, S. 34.
- 3 Karl Glossy, Lit. Geheimberichte aus dem Vormärz, Teil I, Jb. der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 21 (1912), S. 189.
- 4 Brief vom 27. 10. 1840, zitiert nach Schmidt, a.a.O., S. 53.
- 5 Der Bericht darüber von Chr. Reinh. Köstlin in: Hallische Jbb. für deutsche Wissenschaft und Kunst, hg. von Echtermeyer und Ruge, 1839; wiederabgedruckt in: Norbert Oellers (Hg.), Schiller – Zeitgenosse aller Epochen, Bd. 1, Frankfurt/M. 1970, S. 347-361.
- 6 1846 äußert sich Blum zum „Fiesko“ noch unumwundener: „Die blutige Geschichte Fieskos und die wüste Umwälzung eines kleinen Herzogthums würden die gebildete Welt nicht dauernd anziehen, wenn nicht das erhebende Bestreben die bürgerlichen Freiheiten zu begründen, damit Hand in Hand ging“ (Gedenkbuch, S. 117).
- 7 Brief vom 21. 3. 1843, zit. nach Schmidt, a.a.O., S. 51.
- 8 Vgl. dazu: Axel Gehring, Genie und Verehrergemeinde, Bonn 1968, bes. S. 91 ff.
- 9 Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Litteratur- und Kulturepoche, Leipzig 1839, S. 77.
- 10 Gedenkbuch, S. 162.
- 11 Ebd., S. 164.
- 12 Ebd., S. 31.
- 13 Ebd., S. 119.
- 14 Gehring, a.a.O., S. 62 ff. Vorsichtigerweise wäre im Sinne der Bezugsgruppentheorie (von R. Merton, Social Theory and Social Structure, Glencoe 1957) wohl von Rollen-Modell zu sprechen, da es sich kaum um eine Orientierung des Gesamtverhaltens der Rezipienten an Schiller handeln dürfte.
- 15 W. Menzel spricht z. B. von „Profanation“, Chr. D. Grabbe von „Hemdausziehereien“ als es 1830 durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller zu genauerer biographischer Detailkenntnis kommt.
- 16 Gedenkbuch, S. 26 f.
- 17 Ebd., S. 17.
- 18 I. Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Akademie-Ausgabe, I, IV, S. 409. Die Analyse orientiert sich an: GüntherBuck, Kants Lehre vom Exempel, Archiv für Begriffsgeschichte, 11 (1967), S. 148-183.
- 19 Gedenkbuch, S. 47.
- 20 Ebd., S. 48.
- 21 Ebd., S. IX.

- 22 Ebd., S. XI.
- 23 Oellers, a.a.O., S. 350.
- 24 Ebd., S. 355.
- 25 Gedenkbuch, S. 65.
- 26 „Der Streit der Fakultäten“, Akademie-Ausgabe, I, VII, S. 85.
- 27 Volksrümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik. Ein Staatslexikon für das Volk, hg. von R. Blum, Artikel „Jakobiner“, Bd. I, Leipzig 1848, S. 489 f.
- 28 Kritik der Praktischen Vernunft, Akademie-Ausgabe, I, V, S. 70.
- 29 Gedenkbuch, S. 31.
- 30 Ebd., S. 165.
- 31 W. Menzel, Die Deutsche Literatur, Stuttgart 1828, II, S. 130. Vgl. im übrigen auch: W. Dietze, Junges Deutschland und deutsche Klassik, Berlin 31961.
- 32 Norbert Oellers, Schiller. Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod 1805-1832, Bonn 1967, S. 212.

Literaturverzeichnis

(Mit dieser Auswahl wollen wir grob sortierte Empfehlungen für eine erste Orientierung geben. Die mit * versehenen Titel bieten besonders reiche bibliographische Hinweise).

I. Sammelwerke

- 1 * Alfred Clemens Baumgärtner (Hg.), Lesen. Ein Handbuch, Hamburg 1973.
- 2 Jürgen Kolbe (Hg.), Neue Ansichten einer künftigen Germanistik, München 1973 (Reihe Hanser).
- 3 Wilhelm Dehn (Hg.), Ästhetische Erfahrung und literarisches Lernen, Frankfurt a. M., 1974 (FAT).
- 4 * Peter Uwe Hohendahl (Hg.), Sozialgeschichte und Wirkungsästhetik. Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptionsforschung, Frankfurt/M. 1974 (FAT).
- 5 Walter Müller-Seidel (Hg.), Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972, München 1974.

II. Das Problem der Rezeption und das Problem der Literaturgeschichtsschreibung

- 6 Martin Greiner, Literatur und Gesellschaft (1957), jetzt in: V. Žmegač, Methoden der dt. Literaturwiss., Frankfurt/M. 1971, S. 225-234.
- 7 Hans-Georg Gadamer, Wahrheit und Methode, Tübingen 21965.
- 8 Hans Robert Jauß, Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt/M. 1970 (Edition Suhrkamp; der Titelaufsatz erschien 1967).
- 9 Karl Robert Mandelkow, Probleme der Wirkungsgeschichte (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 82-96.
- 10 Bernd J. Warneken, Zu H. R. Jauß' Programm einer Rezeptionsästhetik (1972), zuletzt in: Lit. 4, S. 290-296.

- 11 Eberhard Lämmert, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Literatur als Lehrgegenstand, in: Lit. 2, S. 160-173.
- 12 Robert Weimann, „Rezeptionsästhetik“ und die Krise der Literaturgeschichte, Weimarer Beiträge 19 (1973), H. 8, S. 5-33.
- 13 Gert Mattenklott/Klaus R. Scherpe, Aspekte einer sozialgeschichtlich fundierten Literaturgeschichte, in: Lit. 5, S. 247-258.
- 14 Götz Wienold, Textverarbeitung. Überlegungen zur Kategorienbildung in einer strukturellen Literaturgeschichte, in: Lit. 4, S. 97-134.

III. Beispiele für Untersuchungen historischer und gegenwärtiger Rezeptionen von Literatur

- 15 Franz Mehring, Die Lessing-Legende. Eine Rettung (1982), zuletzt in: F. M., Ges. Schriften, Bd. 9 (hg. H. Koch), Berlin 1963.
- 16 Eberhard Lämmert, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen. Überlegungen zur Wirkungsgeschichte seiner Dichtung, in: H. Steffen (Hrg.), Die deutsche Romantik, Göttingen 1967, S. 219-252.
- 17 Klaus R. Scherpe, Werther und Wertherwirkung. Zum Syndrom bürgerlicher Gesellschaftsordnung im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1970.
- 18 * Hans Robert Jauß, Racines und Goethes Iphigenie. Mit einem Nachwort über die Partialität der rezeptionsästhetischen Methode, Neue Hefte f. Philosophie, H. 4 (1973), S. 1-46.
- 19 Wolfram Mauser e. a., Text und Rezeption. Wirkungsanalyse zeitg. Lyrik am Beispiel des Gedichtes „Fadensonnen“ von P. Celan, Frankfurt/M. 1972.
- 20 Heinz Hillmann, Rezeption – empirisch, in: Lit. 5, S. 433-449; Lit. 3, S. 219-237.
- 21 Hartmut Eggert/Hans C. Berg/Michael Rutschky, Literaturrezeption von Schülern als Problem der Literaturdidaktik, in: Lit. 3, S. 267-298.

IV. Das Problem der Rezeption in literaturtheoretischer Sicht

- 22 Roman Ingarden, Das literarische Kunstwerk (1931), Tübingen 31965.
- 23 Wolfgang Iser, Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa, Konstanz 1970.
- 24 Manfred Naumann, Literatur und Probleme ihrer Rezeption (1970), zuletzt in: Lit. 4, S. 215-237.
- 25 Hans Günther, Grundbegriffe der Rezeptions- und Wirkungsanalyse im tschechischen Strukturalismus, Poetica 4 (1971), H. 2, S. 224-243.
- 26 Horst Turk, Literatur und Praxis. Versuch über eine Theorie der literarischen Wirkung, in: Fragen der Germanistik, München 1971, S. 96-129.
- 27 Wolfgang Iser, Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett, München 1972.
- 28 Hans Ulrich Gumbrecht, Soziologie und Rezeptionsästhetik, in: Lit. 2, S. 48-74.
- 29 Gunter Martens, Textstrukturen aus rezeptionsästhetischer Sicht. Perspektive einer Textästhetik auf der Grundlage des Prager Strukturalismus. Wirkendes Wort 23 (1973), S. 359-379.
- 30 * Manfred Naumann e. a., Gesellschaft, Literatur, Lesen, Berlin/Weimar 1973.
- 31 Wilhelm Dehn, Einleitung, in: Lit. 3, S. 9-36.

V. *Literaturwissenschaftliche Rezeptionsforschung und Wissenschaftsgeschichte*

- 32 Hinrich C. Seeba, Wirkungsgeschichte der Wirkungsgeschichte, Basis, Jb. f. Intern. Germanistik, 3 (1971), H. 1, S. 145-187.
 33 Peter Uwe Hohendahl, Einleitung, in: Lit. 4, S. 9-48.
 34 Victor Lange, Das Interesse am Leser, in: Lit. 5, S. 31-46.
 35 Karl Robert Mandelkow, Rezeptionsästhetik und marxistische Literaturtheorie, in: Lit. 5, S. 379-388.

VI. *Beispiele sozialgeschichtlicher, soziologischer und psychologischer Untersuchungen zum Lesen*

- 36 Robert Escarpit, Das Buch und der Leser (1958), Köln/Opladen 1961.
 37 * Jochen Greven, Grundzüge einer Soziologie des heutigen Lesers, in: Lit. 1, S. 149-171.
 38 * Ernst Liebhart, Wirkungen des Lesens, in: Lit. 1, S. 231-312.
 39 * Rolf Engelsing, Der Bürger als Leser, Stuttgart 1974.
 40 Günther K. Lehmann, Die Theorie der literarischen Rezeption aus soziologischer und psychologischer Sicht, Weimarer Beiträge 20 (1974), H. 8, S. 49-70.
 41 Gerhard Schmidtchen, Lesekultur in Deutschland 1974, Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 30 (1974), H. 39, S. 705-896.

Karl Eimermacher

Zum Verhältnis von formalistischer, strukturalistischer und semiotischer Analyse

Es gibt kaum jemanden, der literarische Texte nicht verstehen würde; zumindest haben viele eine Meinung über sie. Jeder scheint irgendwie kompetent, ‚aus Anlass‘ von Texten etwas sagen zu können, auch wenn es sich um nicht näher begründete oder begründbare Aussagen handelt. Derartige Äußerungen erfolgen außerdem oft in der Absicht, die ‚Wahrheit‘ eines Textes ans Licht zu bringen und tragen dann gewöhnlich Merkmale apodiktischer, auf jeden Fall weitgehend nicht relativierender Rede. Gibt es mehrere ‚Wahrheitsaussagen‘ nebeneinander, so wird der zwischen ihnen bestehende Unterschied nicht selten auf Lese-/Verstehensblindheit, auf fragmentarische Informiertheit oder ein schlicht ‚falsches Bewußtsein‘ zurückgeführt; jeder scheint seine ‚Theorie‘, seinen Verstehensschlüssel für einen Text zu haben.

Die ‚alten historischen‘, ‚dunklen‘ oder sonstwie ‚hermetischen‘, also in ihrem Sinn nicht direkt zugänglichen Texte werden dagegen der Kompetenz professioneller ‚Texterklärer‘ (Philologen, Literaturwissenschaftler) überlassen; den zeitgenössischen Texten nimmt sich notfalls der Literaturkritiker an.

Zur Erhellung ‚dunkler Texte‘ bedarf es offenbar eines besonderen Wissens, einer Sachkenntnis, über die nicht jeder verfügt und die es gestattet, einen Text zunächst in größere Zusammenhänge einzuordnen, um ihn dann im Rahmen derartiger, über den Text hinausgehender zusätzlicher Bezugspunkte ‚interpretieren‘, d. h. um das an solchen Texten nicht sofort Erkennbare ermitteln zu können. Während also ‚normalerweise‘ ein Leser bei bestimmten Textgruppen informiert genug scheint, um zu verstehen, bedarf der ‚historische‘ Text einer Reihe weiterer Informationen, um Aussagen über ihn treffen zu können.

In der Regel reichen aber diese Fähigkeiten eines Interpreten allein noch nicht aus. Damit Aussagen über einen Text nicht hergeholt oder einseitig usw. sind, müssen zumindest auch die Relevanz und die Art der Verfahren, die bei Interpretationen Verwendung finden, sowie die allgemeinen und besonderen Spezifika literarischer Texte mitbeachtet werden.